Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

5. September 1936 — Unser 50. Jahrgang — Nummer 17

INHALT

Zugvögel . . . . . Ulrich Boettcher
Mönchsorden und Jugendbewegung (Brinkmann) . . . Hermann Mulert
Der älteste Evangelientext . . . . . Paul Glaue
Rassenproblem und Eingeborenenfrage in Südafrika Theodor Bechler
Barmherzigkeit und Vertrauen . . . . . Georg Schulz
Das neue Frankreich und die Religion . . . . . Adolf Keller
Zurück zum Urſinn . . . . . Paul Jaeger
Die evangelische Kirche während der Olympia-Festwochen . . . . . Hans Schlemmer
Die Wand . . . . . Hermann Tögel
Die deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten bis 1933 . . . . . Hermann Mulert
Deutsch-evangelisch in Galizien . . . . . Gottfried Rade
Irrlehre (Ein Briefwechsel) . . . . . .
Die Brüdergemeine (Corpus Confessionum) . . . . . Otto Ritschl
Arnheimer Theologen-Konferenz . . . . . Georg Wolf
Ein preisgekrönter Roman (Claude Silve) . . . . . Otto Hubele

Blick in die Welt

Bücher und Schriften - Chronik - Verschiedenes - Versammlungskalender - Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Leipzig

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet RM 4.50 im Vierteljahr.

Schriftleitung: Leipzig-Markkleeberg 1, Hindenburgstr. 34.

Verlag: Leopold Klotz, Gotha. Auslieferung Leipzig, Frommannstraße 2a.

Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich RM 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig.

Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das ständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag.

Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. — In Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere G walt haftet der Verlag nicht!

Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemp ren an die Schriftleitung in Leipzig-Markkleeberg. Ma skripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 II. Vj. 36 – Verantwortlich für die Anzeigen (außer Verleger-, Stellenmarkt-, Wohnungs-, Gelegenheits- und Familienanzeige Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

Anzeigengebühr (nach Preisliste 3): die ganze Seite RM 120.— brutto. Seitenteile entsprechend.

Erntedanktag

Reformationsfest · Totensonntag

Kirchweihfest

Liturgische Blätter

Reihe I, Heft 6 (Preis RM 1.20). Erntedankfest Gottesdienst / Abendsegen zum Erntedankfest / Abendchoral am Erntedankfest / Eine Gottesdienstordnung für den Vaterlands-Sonntag / Reformationsfeier Gedenkfeier der Heimgegangenen / Liturgischer Gottesdienst am Heimgangssonntag / Heimgangssonntag / Chorgebet / Gestaltung der Trinitatiszeit

Reihe II, Heft 5 (Preis RM 1.50). Zwei Entwürfe zum Kirchweihfest / Orgelweihe / Wetterandacht / Bittandacht / Gottesdienst zu Unwetterzeiten Andacht am Hagelfeiertag / Erntedankfest / Mette Abendfeier / Abendsegen / Liturgische Abendfeier Abendgottesdienst / Gottesdienst mit Lesepredigt

Leopold Klotz Verlag · Gotha

15. bis 20. Tausend

Ernst zur Nieden

Sprechstunden mit deinem Ich

Ein Buch von dir und allem was dich angeht

Das Beste, was der Mensch zu geben hat, ist hier zusammengetragen und gesammelt. Nun steht es für dich da. Denn an dieser oder jener Stelle fühlst du: Hier kommt meine Sache zur Sprache!
Die umfassende Kenntnis der menschlichen Nöte, lebendiger Christusglaube und eine helfenwollende Liebe kennzeichnen dieses Buch als eine der wertvollsten Neuerscheinungen.

Dieses Buch der unbedingten Ehrlichkeit ist eine Notwendigkeit für unsere heutige Zeit, für dich und mich.

Preis: gebunden RM 2.–

Verlag Ludwig Ungelenk / Dresden-A. 27

Im Schwarzwaldkinderheim

TETENSHOF

werden Kinder zur Miterziehung der eigenen oder zur Erholung aufgenommen

Fröhliches Familienleben durch lebendiges Christentum. Eigene Landwirtschaft, Wald, Wasser, Luft- und Sonnenbäder. Schulbesuch der Volksschule im Ort, ab Sexta im Landschulheim Hinterzarten möglich. **Pension monatlich RM 90.–**

Auskunft: **Tetens / Kirchzarten / Freiburg i. B.**

Evangelisches Fröbelseminar · Kassel

Sozialpädagogisches Seminar, Hauswirtschaft. Vorstufe 1 Jahr, für Abiturient. ½ Jahr. Kindergärtnerinnen-Hortnerinnen-Kursus 2 Jahre, für Absolventinnen der 3jährigen Frauenschule verkürzt. Lehrgang 1½ Jahr. Jugendleiterinnenkursus 1 Jahr (Beginn Oktober 1936). – Internat. Prospekte durch F. Dierks, Oberin.

Schloß Dampard

Roman von **Claude Silve** / Ausgezeichnet mit dem **„Prix Femina"** / „Ein reines Kunstwerk", urteilt **Ernst Wiechert** / „Von erstaunl. Qualität", L'action Française, Paris / Ein neues Herbig-Buch / RM 5.50

Werbt für „Die Christliche Welt"

Probehefte stets gern unberechnet auch direkt an aufgegebene Anschriften.

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

Nummer 17 | Gotha, 5. September 1936 | 50. Jahrgang

Inhalt: Zugvögel [Sp. 769] — Mönchsorden und Jugendbewegung [Sp. 771] — Der älteste Evangelientext [Sp. 773] — Rassenproblem und Eingeborenenfrage in Südafrika [Sp. 778] — Barmherzigkeit und Vertrauen [Sp. 782] — Das neue Frankreich und die Religion [Sp. 782] — Zurück zum Ursinn [Sp. 785] — Die evangelische Kirche während der Olympia-Festwochen [Sp. 788] — Die Wand [Sp. 790] — Die deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten bis 1933 [Sp. 793] — Deutsch-evangelisch in Galizien [Sp. 798] — Irrlehre [Sp. 800] — Die Brüdergemeine [Sp. 801] — Arnheimer Theologen-Konferenz [Sp. 802] — Ein preisgekrönter Roman [Sp. 805] — Blick in die Welt [Sp. 806] — Bücher und Schriften [Sp. 808] — Chronik [Sp. 812] — Verschiedenes [Sp. 814] — Versammlungskalender [Sp. 816] — Anzeigen

Zugvögel

Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wann sie wiederkommen sollen, — aber mein Volk will das Recht des Herrn nicht wissen. (Jer. 8, 7.)

Es wird Herbst. Die schönen Sommerabende gehen ihrem Ende entgegen. Die Luft atmet Feuchtigkeit. Nebel steigen auf. Der Wald färbt sich. Die Luft ist grau und stumm. Die Vögel rüsten sich zum großen Flug in den warmen Süden. Alljährlich, fast auf den Tag genau, brechen sie auf, um, von geheimnisvollem Trieb geleitet, ihren großen Flug über Land und Meer anzutreten. Staunend stehen wir vor diesem Erweis göttlichen Schöpfungswunders, von dem der Naturforscher Helmholtz seiner zweiten Frau auf dem Grabstein hart am Rande des Dahlemer Dorfkirchleins die köstlichen Worte schreibt:

Wer hat euch Wandervögeln die Wissenschaft geschenkt,
Daß ihr auf Land und Meeren nie falsch die Flügel lenkt?
Daß ihr die stolzen Palmen im Süden nie verfehlt,
Daß ihr die alten Linden im Norden immer wählt?

Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit...

In meiner ostpreußischen Heimat, in Rossitten auf der kurischen Nehrung, hat man eine Vogelwarte angelegt (ihr Begründer, der Pfarrer Tienemann, feierte in diesen Tagen sein 40jähriges Jubiläum), die das Geheimnis des Vogelfluges ergründen soll. Aber je länger man sich um des Rätsels Lösung bemüht, um so deutlicher tritt das Geheimnis zu Tage. Man mag die Flugrichtung anders zu bestimmen suchen, man mag die Tiere in andern, als den von ihnen bevorzugten Ländern ansässig zu machen suchen, immer wieder kehren sie mit erstaunlicher Sicherheit zu ihren alten Stätten im Norden und Süden zurück. Mit zielsicherem Instinkt, als trügen sie einen Kompaß in ihrer kleinen Brust, finden sie ihre alte Heimat wieder.

Auf hoher Menschheitswarte, von Gott dahin gestellt, steht der Prophet. In endlosen Scharen ziehen sie an seinen Blicken vorüber, Störche, Turteltauben Kraniche, Schwalben. Der Heimat zu. Wehmütig blickt er ihnen nach. Denn: während sie dem Trieb ihrer Seele folgend, zielsicher nach Hause fliegen, geht unten sein Volk in die Irre und findet nicht den Weg zurück ins Vaterhaus. Es gebärdet sich wie ein grimmer Hengst im Streit. Der Kompaß ihrer Seele ist abgeirrt vom wahren Ziel. An die Stelle der Herrschaft des lebendigen Gottes, zu dem hin sie geschaffen waren, ist die Herrschaft falscher, toter Götzen getreten. „Sie halten so hart an dem falschen Götzendienst, daß sie sich nicht wollen abwenden lassen." Und wie 600 Jahre später Jesus vor den Toren Jerusalems in seine Klage ausbricht: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich dich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, aber ihr habt nicht gewollt", so ringt sich von den Lippen des Propheten das erschütternde Wort: „Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wann sie wiederkommen sollen; aber mein Volk will das Recht des Herrn nicht wissen."

Auch wir stehen vor der erschütternden Tatsache, daß ein großer Teil unseres Volkes nichts wissen will von dem lebendigen Gott. Auch bei uns wird weithin das Geschöpf mehr geehrt als der Schöpfer, und so Gottes Wahrheit in Lüge verwandelt. Das ist die Gefahr für den Glauben in unseren Tagen: daß an die Stelle von Gottes Wort dasjenige von Menschen tritt, an die Stelle von Gottes heiligem Geist der Herren eigner Geist, an die Stelle der Offenbarung der Mythus.

Geschieht es aus Unkenntnis, Nachlässigkeit, Interesselosigkeit? Gewiß, weithin ist das der Fall. Und wir sollten nicht zu gering denken von der christlichen Substanz, die in den unbewußten Tiefen unseres Volkes schlummert. Aber die volle Wahrheit über die tiefsten Gründe unserer Gottlosigkeit ist das noch nicht. Die volle Wahrheit ist herb und bitter: dennoch *will* ja dies Volk in die Irre gehen für und für. „Aber mein Volk *will* das Recht des Herrn nicht wissen." „Aber ihr habt nicht *gewollt*." Das ist der tiefste Grund

all unserer Not: wir wollen es ja gar nicht anders haben. Wir wollen ja gar nicht von unserer Unart lassen. Hinweg mit diesem, wir wollen nicht, daß er über uns herrsche! und als die Priester zu Anathot das Wort des jungen Jeremias hörten, sprachen sie: „Kommt, laßt uns ihn verderben und aus dem Lande der Lebendigen ausrotten, damit seines Namens nicht mehr gedacht werde." Trotzig sind wir, widerspenstig und ohne Sehnsucht nach Änderung unseres Zustandes. Dieses „Nicht unter Gott bleiben Wollen" ist die Ursünde alles Menschentums.

Anstatt den Grund für diese rätselhafte Neigung in uns selbst zu suchen, hat man ihn in Gott hineinverlegt. Anlage, Schicksal, Prädestination!? Aber wo bleibt da die Verantwortlichkeit des Menschen, die doch gerade seine Würde ausmacht?

Hast du dich schon einmal gefragt, wo der Grund dafür liegt, daß du nicht willst? Daß du nicht zurück zu Gott willst? Was ist der Grund für dein verstecktes Widerstreben? Wieviel Eigensinn es wohl gibt, im Leben des Einzelnen, der Gemeinschaft der Kirche, des Volkes? Wir können nicht, so sagen wir und meinen doch: wir wollen nicht. Auch in der Kirchenpolitik.

Es wird Herbst. Die Luft ist grau und stumm. Auch unser Gemüt bleibt nicht unbeeinflußt von dem Geschehen da draußen. Da zieht ein Wanderer seine Straße, müde und verdrossen, unzufrieden und weiß doch nicht warum. Plötzlich rauscht es zu seinen Häupten. Ein Kranichpaar ist's, das kreischend vor Lust, der Heimat zufliegt. Da schmilzt der Schnee des Eigensinns, der Selbstherrlichkeit, da wachsen der Seele Flügel:

Und wie aus voller Kehle
mich mahnt der fremde Gast.
Vergiß, o Menschenseele,
nicht, daß du Flügel hast.

Ulrich Boettcher

Mönchsorden und Jugendbewegung

Klöster und Orden erscheinen als Einrichtungen von konservativer Tradition, meist von würdigem Alter, der Welt gegenüber abgeschlossen, in sich gefestigt. Daß auch sie einmal jung waren, daran denkt, davon weiß namentlich der Protestant meist wenig. Aber wie es uns heilsam ist, gelegentlich von unvoreingenommener Seite gesagt zu bekommen, welche Werte immerhin im asketischen Ideal und im Ordenswesen liegen – man denke etwa an Harnacks Vortrag über das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte[1] –, so gehört zu einem gerechten Bild vom katholischen Ordenswesen auch, daß wir einmal sehen, wie bei den Ordensgründungen oft Gedanken und Stimmungen mitgewirkt haben, die wir aus ganz andrer Umgebung kennen. Diesen Dienst leistet Bernhard Brinkmanns Schrift: Der Ordensgedanke und die katholischen Klöster in Deutschland[2]. Brinkmann, der selbst einem katholischen Orden angehört hat, dann evangelisch geworden ist, schreibt nicht so sehr über die Geschichte des Mönchtums (die Geschichte der Männerorden gibt ein kurzer zweiter Abschnitt des Buchs) als über den Ordensgedanken, den immer wieder gerade auch bei jungen Menschen auftretenden Wunsch, sich von einer in vielem unerfreulichem Wesen erstarrten Gesellschaft und Welt abzuwenden und, mit Gleichgestimmten zusammengeschlossen, ein neues Leben zu beginnen. Man kann da betonen, daß der rechte Ordensmann wirklich von der Welt los sein will, einen neuen Namen erhält, einer neuen Familie angehört (eben seinem Orden) u. dgl. In jedem Falle: wie Jugendbewegung bündisch wird, wie der Wandervogel in der Einsamkeit Nester suchte, so sind die älteren katholischen Ordensgründungen zum guten Teil zu verstehen als Zusammenschlüsse junger Menschen, die, aus der städtischen Zivilisation fliehend, Neuland besiedeln. Allerdings: die älteren Ordensgründungen. Nicht nur die Jesuiten und die von ihnen beeinflußten, später begründeten Kongregationen, sondern auch schon die Bettelorden des Mittelalters, mindestens die Dominikaner, sind da sehr anders als die Benediktiner und die ihnen verwandten Zisterzienser, die ja gerade auch um die Urbarmachung Nord- und Ostdeutschlands sich große Verdienste erworben haben.

Diesen älteren Orden gilt Brinkmanns Liebe und Interesse, so sehr, daß manche Erwartung, die der Titel seiner Schrift weckt, unerfüllt bleibt. Er spricht von den Frauenkongregationen überhaupt nicht, deren Mitgliederzahl bekanntlich in Deutschland wie anderwärts viel größer ist als die der Männerorden und -kongregationen, auch nicht ausführlich von der Vermehrung der Ordensniederlassungen in neuester Zeit[3]. Dafür gibt er etwas andres: eine Charakteristik der einzelnen in Deutschland vertretenen Männerorden, mit statistischen Angaben, zuletzt auch eine Übersicht über die Zahl der Ordenspriester in den deutschen katholischen Diözesen. So gewiß das manchem nichtkatholischen Leser von Interesse ist, und so gewiß viele historische Einzelheiten berührt werden, wie die Tragödie der Ausrottung der Tempelherren im 14. Jahrhundert, ihre Bedeutung hat die Schrift doch in dem, was sie über den Ordensgedanken überhaupt sagt. Seine Wurzeln verfolgt sie nicht nur psychologisch, sondern auch historisch, soweit das möglich ist; sie liegen vor dem Christentum; da wir von nordischen Bünden wenig wissen, richten sich die Gedanken besonders nach Ägypten.

Eine ganz andre Frage ist, ob diejenigen Recht haben, die den evangelischen Kirchen so etwas wie Ordensgründungen und Mönchtum wünschen. Solche Geken und Pläne gelten heute als modern. Zusammenschlüsse Gleichgesinnter zu gemeinsamem Leben unter Verzicht auf allerlei Genüsse der Welt werden auch in der Geschichte evangelischen Christentums immer wieder Bedeutung gewinnen. Aber daß die Reformatoren mit ihrer Abwendung von den Formen des Mönchtums recht gehabt haben, dabei wird es für uns bleiben, wenn wir evangelisches Christentum festhalten und uns nicht zum römischen hinwenden wollen. M

---

[1] Wiederabgedruckt im 1. Band von Harnacks „Reden und Aufsätzen" (Berlin, Töpelmann).

[2] Gotha, Klotz, 1936. 96 S. 2.— M.

[3] Hierüber ist, obwohl die statistischen Angaben natürlich z. T. überholt sind, noch heute lehrreich: Hermelinks Schrift Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart (2. A. 1925, Gotha, Klotz).

Der älteste Evangelientext

In den letzten Zeiten hörten wir in Tageszeitungen immer wieder einmal von Evangelienresten, die gefunden worden seien, und die man der Welt als „älteste Manuskripte aus dem Neuen Testament" anzeigte. Auch in der CW ist ja davon durch den Herausgeber, Hans Windisch und Martin Dibelius geschrieben worden (vgl. vor allem des Letzten Aufsatz in CW 1935, Sp. 349 ff.). Jene Zeitungsnachrichten erwecken leicht falsche Vorstellungen. Demgegenüber möchte ich im folgenden auf die Entstehungsgeschichte unserer Evangelientexte einmal genauer eingehen.

1

Wer einmal solche alten Schriftstücke in die Hand bekommt — mögen sie auf Papyrus oder Pergament geschrieben sein —, der sieht sofort, daß die griechischen Worte ungetrennt, ohne Zwischenräume, ohne Unterscheidung großer und kleiner Buchstaben und ohne Akzente dastehen. Die Form der Buchstaben bereitet selbst dem, der sonst griechische Druckschrift wohl zu lesen versteht, nicht geringe Schwierigkeiten, und es ist gut zu begreifen, daß auch in alten Zeiten die Schreiber und Abschreiber solcher Schriftstücke leicht dazu kamen, Buchstaben zu verlesen[1] und auszulassen, Silben und Worte — es gibt im Griechischen Worte, die nur aus einem Buchstaben bestehen — fortzulassen, oder auch, wenn dasselbe Wort im Zusammenhang bald wiederkehrt, zu diesem überzuspringen, auch Buchstaben, Silben, Worte doppelt zu schreiben. Und wir verstehen es auch, daß solche Abschreiber Worte oder Wendungen, die sie nicht begriffen, entweder ausließen, wenn es dem Sinn nach möglich war, oder sie durch solche Worte und Wendungen ersetzten, die sie dort für richtig und am Platze hielten. Auf diese Weise meinten sie, das, was sie nicht lesen konnten, einigermaßen sinngemäß zum besseren Verständnis für ihre Leser zu ersetzen. Unter Umständen ließ man beim Abschreiben einen Satz aus; als man es merkte, trug man ihn an dem schmalen Rande des Blattes nach, so daß er neben mehrere Zeilen zu stehen kam, aber der spätere Abschreiber konnte nicht wissen, wohin das Fehlende eigentlich gehörte, und trug es nun nach seinem Belieben ein. So ist es mit dem Vers Mk 6, 52 gegangen, der nach 6, 44 gehört.

Man stelle sich einmal die Lage ganz konkret folgendermaßen vor: um das Jahr 70 schrieb einer auf Papyrus in griechischer Sprache, in der aber „Semitismen" nicht selten sind, das Werk nieder, das wir als das Evangelium nach Markus kennen. Es wird von dem Verfasser ganz sorgfältig geschrieben gewesen sein, aber wir können uns wohl denken, daß ihm beim Niederschreiben auch Fehler untergelaufen sind, wie uns das ja ebenso geht, wenn wir ein Manuskript oder auch nur einen Brief schreiben. Leute, die dieses Werk am Heimatsort des Verfassers kennenlernten, wünschten Abschriften davon zu haben, damit sie so das Evangelium auch anderen, z. B. ihren heimatlichen Christengemeinschaften zugänglich machen konnten. So entstanden etwa um die Jahre 80 bis 90 die ersten Abschriften jenes Markus-Manuskriptes, geschrieben vielleicht von Leuten, die als berufsmäßige Schreiber dafür in Frage kamen, vielleicht aber auch von Leuten, die sich für den Inhalt interessierten und es darum abschrieben. Beide Gruppen von Leuten aber hatten zunächst nicht den Gedanken, daß es sich dabei um ein Schriftstück handle, das mit einer besonderen Heiligkeit umgeben sei, und das deshalb eine ganz besondere Sorgfalt erfordere. Man behandelte diesen Text, wie man auch sonst Texte abschrieb; selbstverständlich schrieb man so gut wie möglich. Das Manuskript selbst wird ja auch nur einem oder zweien als Vorlage gedient haben, dann schrieb man schon von den Abschriften, die man hatte, ab. Was sich nun dabei als neue Fehler einschlich, kann man sich leicht ausmalen, wenn man im Sinne behält, wie solche Schriftstücke namentlich auch wegen des eigenartigen faserigen Papyrusmaterials und wegen der eigenartigen Schriftzüge der Abschreiber zum Falschlesen von Buchstaben und Worten Veranlassung gaben. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte wurden dann weitere Abschriften angefertigt und den neuentstandenen Christengemeinschaften zugänglich gemacht.

Inzwischen waren nun auch die Evangelien nach Matthäus und Lukas entstanden. Hierbei muß man sich stets erinnern, daß die Verfasser dieser Evangelien ihre Werke schufen, indem sie Abschriften des Markus-Evangeliums, und zwar jeder eine besondere, als Vorlage benützten und sie nach bestimmten Grundsätzen umarbeiteten. Auf der einen Seite standen ihnen noch andere Quellen zur Verfügung, die sie verwenden wollten und konnten, Quellen mit weiterem geschichtlichen Material aus dem Leben Jesu, vornehmlich auch die Quelle, die eine ganze Anzahl ven Herrnworten enthielt, wohl mit Angabe der Lage, in der sie gesprochen waren. Zum andern lag ihnen daran, den vorliegenden Stoff nach bestimmten Gedanken einheitlich zu gruppieren, zu größeren Einheiten zusammenzufassen, z. B. Bergpredigt, Gleichniskapitel, Reisebericht. Zum dritten verfolgten sie dabei besondere Absichten; so ist ja bekannt, wie im Evangelium nach Mt, wohl ausgehend von dem bei Mk nur einmal (14, 49 als Herrnwort) vorkommenden „damit die Schriften erfüllet würden" der Schriftbeweis oft angetreten wird. Was die Sprache dieser Evangelien, ihr Griechisch, betrifft, so nehmen sich ihre Texte weniger „semitisch" aus als der des Mk. Hält man sich nun aber dieses durch die neutestamentliche Wissenschaft ganz unwiderleglich herausgestellte Ergebnis, daß Mt und Lk den Mk benützt haben, stets gegenwärtig, so kann man durch Vergleichen des ältesten Textes des Mk-Evangeliums mit dem ältesten Text der beiden anderen Evangelien feststellen, was Mt und Lk in ihrer Mk-Vorlage gelesen haben und was nicht. Man kann also aus den Worten des Mt und Lk an den Stellen, die sie parallel zu Mk bieten, noch genau ersehen, was im Mk gestanden hat. Indem man vom Mk ausgeht, hat man für die Beurteilung der beiden anderen Synoptiker, insbesondere ihrer Texte, gesicherten Boden unter den Füßen.

2

Nun waren aber unterdessen nicht nur immer neue Abschriften des Mk-Evangeliums (und der beiden anderen Evangelien) entstanden, Abschriften, die wohl auch immer neue Fehler mit sich brachten, sondern es

[1] So ist z. B. der ganz alte Fehler zu erklären Mt 16, 18, wo im Manuskript pyrai = „Gluten, Feuerbrände" stand, und man dafür las pylai = „Pforten".

hatten sich auch, etwa um das Jahr 300, in Alexandrien, gelehrte Theologen im Interesse der kirchlichen Gemeinschaft, die einen einheitlichen, für alle Kirchenmitglieder verbindlichen Text des NT voraussetzte, verpflichtet gefühlt, einen solchen normalen Text, einen kanonischen Text, herzustellen. Sie haben selbstverständlich dabei auf Abschriften aus der älteren Zeit, die ihnen zur Verfügung standen, zurückgegriffen und haben nun diesen überkommenen Text nach ihren Gedanken und Grundsätzen umgeformt. Z. B. haben sie in Mk 1, 41 daran Anstoß genommen, daß Jesus dem Aussätzigen gezürnt haben soll, und sie haben das Wort, das da ursprünglich stand, verändert und daraus gemacht „aus Mitleid" mit dem Aussätzigen. Sie haben in Mk 15, 34 daran Anstoß genommen, daß in dem Psalmwort, das Jesus am Kreuz sprach, nicht der ursprüngliche Text der griechischen Übersetzung des AT „Du hast mich verlassen" stand, sondern „Du hast mich geschmäht — schmähen lassen" und haben es daher in die erste Lesart abgeändert[1]. Wo sie in ihrer Vorlage etwas nicht verstanden, wo sie dem dort stehenden Wort keinen Sinn mehr abgewinnen konnten, haben sie nach ihrem Gutdünken geändert: so haben sie z. B. Mk 3, 21 den Ausdruck „die Übrigen", der da in Verbindung mit „die Schriftgelehrten" steht, sich nicht zu erklären gewußt und haben daraufhin die ganze ursprüngliche Situation dieses Verses verändert. Ursprünglich stand da „und als die Schriftgelehrten und die Übrigen" (das waren im Sprachgebrauch der Zeit Jesu die pharisäischen Genossen) „von ihm hörten, gingen sie aus, um ihn festzunehmen, denn sie sagten: er verführt sie", wozu das unmittelbar Folgende V. 22—30 gut paßt. Daraus ist geworden: „Und als die Seinigen (von ihm) hörten, brachen sie auf, um sich seiner zu bemächtigen, denn man sagte, er sei von Sinnen", was dann mit den Versen 31—35 in Verbindung gebracht wird. Warum haben dann aber diese Redaktoren den Vers 21 nicht an seine richtige Stelle gesetzt? — Überdies bemühten sich diese Gelehrten auch, ein möglichst gutes Griechisch zu schreiben: so haben sie denn Worte umgestellt, andere z. T. edlere, z. T. gesuchte Worte eingesetzt, und Worte, die sie für überflüssig hielten, gestrichen, Worte, die sie zum besseren Verständnis für nötig erachteten, hinzugefügt. „Semitismen", die sie in dem überkommenen Text, im Mk mehr als im Mt und im Lk, fanden, beseitigten sie. Sie meinten damit auch der Verdeutlichung des Textes zu dienen. Wie sie das Interesse der griechischen Grammatik, des griechischen Stils vertraten, so haben sie auch Zusätze historisch-archäologischer Art gemacht, z. B. Mk 2, 26 „unter dem Hohenpriester Abiathar" wobei ihnen allerdings ein geschichtlicher Irrtum untergelaufen ist; es war nicht Abiathar, sondern Ahimelech.

Diesen von den alexandrinischen Gelehrten hergestellten Text, verwenden wir in unserer neutestamentlichen Wissenschaft: mit Hilfe vornehmlich zweier Handschriften, die auf Grund jener gelehrten Redaktion entstanden sind, wurden und werden die griechischen Textausgaben gemacht, die wir heute in der Schule, auf der Universität und im Amt benützen; die Handausgaben des griechischen NT, die heute in Deutschland gebräuchlich sind, die von Eb. Nestle und Hermann v. Soden, gehen auf diese gelehrte Textarbeit zurück. Die zwei alten Handschriften, die man zur Textherstellung benützt, sind der Codex Vatikanus, in Rom liegend, und der Codex Sinaitikus, jetzt in London, früher in Petersburg liegend. Es sind das, abgesehen von noch älteren Papyrusblättern, die uns nur Reste der Evangelien bieten, die ältesten neutestamentlichen Handschriften, die es gibt, um 350—400 entstanden. Wo sie völlig übereinstimmen, ist der Text ja unmittelbar gegeben, und im Grunde bieten sie, da sie auf parallele Vorlagen zurückgehen und nach ungefähr gleichen Grundsätzen entstanden sind, den gleichen Text; wo sie aber doch voneinander abweichen, muß man sich für die eine oder andere von ihnen entscheiden. Worauf die Unterschiede in ihnen, die verschiedenen Lesarten, zurückgehen, soll hier nicht weiter untersucht werden. Nebenbei bemerkt: in etwas späterer Zeit hat noch einmal unter Zurückgehen auf die verschiedenen alten Vorlagen eine Redaktion des neutestamentlichen Textes stattgefunden, die in der drittältesten Handschrift, dem Codex Alexandrinus, jetzt in London, ihren Niederschlag fand, eine Redaktion, die im Mittelalter die gebräuchliche war und, weil sie der griechischen Ausgabe des Neuen Testamentes des Erasmus zugrunde lag, von Luther bei seiner Übersetzung benutzt wurde.

3

Aber, so wird man gewiß schon zu fragen bereit sein, woher weiß man denn, daß diese gelehrten Alexandriner eine solche Redaktionsarbeit geleistet haben, wie wir sie oben schilderten? Wenn doch die genannten Handschriften die ältesten sind, die wir besitzen, woher wissen wir denn etwas von dem Text, den sie bei ihrer Redaktion, wie oben bemerkt, verändert haben? Darauf ist zu antworten: man wußte schon seit längerer Zeit von einem anderen Texte; immer wieder einmal hat er das Interesse von Theologen und Philologen auf sich gelenkt. Der Text bot eigenartige Lesarten, die von den Lesarten des „kanonischen" abwichen, Lesarten, die allerdings nur noch in ganz wenigen griechischen Handschriften, daneben aber auch noch in den ältesten Übersetzungen, die es für das NT gibt, sich fanden, in den alten lateinischen und den alten syrischen Übersetzungen, und weiter auch in den ganz alten christlichen Schriftstellern aus dem 2. und 3. Jahrhundert. Insbesondere wurden nun diese eigenartigen Lesarten durch jene Handschrift geboten, die man mit dem Buchstaben D bezeichnete: es ist das eine Handschrift, die die Evangelien und die Apostelgeschichte enthält; sie bietet sowohl den griechischen Text links, wie eine lateinische Übersetzung rechts. Sie liegt heute in Cambridge — daher Codex Cantabrigiensis —, wohin sie 1581 von Theodor Beza geschenkt wurde. Sie ist geschrieben im Anfang des 6. Jahrhunderts, wohl in Süditalien, das damals ja eine griechische Bevölkerung hatte, und war dann in Südgallien, in Lyon im Kloster des Irenäus, aufbewahrt gewesen. Die eigenartigen Lesarten dieser Handschrift und der mit ihr textlich verwandten Handschriften stellten gegenüber dem kanonischen Text, von dem man bisher immer ausging, ein Rätsel dar, um

[1] Früher argumentierte man so: der Codex D habe die Lesart „Du hast mich geschmäht" eingesetzt, weil der Verfasser dieses Textes Jesus nicht als einen „Gottverlassenen" für möglich hielt. Aber: es ist völlig ausgeschlossen, daß, als die Lesart „Du hast mich verlassen" in den Handschriften als die kanonisch gültige stand, jemand dafür die andere eingesetzt hätte. So hat sich schon Harnack entschieden.

dessen Lösung sich denn auch die verschiedensten Gelehrten hin und her bemüht haben, neben Engländern insbesondere die Deutschen Blaß, Lagarde, Zahn, Wellhausen, Nestle, Knopf, Barnikol. Manche andere, die von dem landläufigen Text nicht loskommen, betrachten die Handschrift D mit ihren Lesarten als einen sehr üblen Störenfried und bezeichnen den Text von D als „verwildert". Im Gegensatz dazu meinen die eben Genannten, daß man die Lesarten von D nicht außer acht lassen dürfe; wenn man schon den kanonischen Text zugrunde lege, müsse man D doch prüfen und u. U. hier und da einmal seine Lesarten als die besseren bevorzugen. Aber bei allem Eintreten für die Handschrift D konnte selbst Blaß am Ende von wertvollen Bemerkungen doch schreiben: „Im Ganzen sind dies — Codex D, die lateinischen und die syrischen Handschriften — die schlechteren und weniger sorgfältigen Zeugen und die Alexandriner die besseren und genaueren." So war man immer noch von einem mehr oder weniger großen Mißtrauen gegenüber D erfüllt.

Indem ich nun auch die Stellung, die diese Forscher einnehmen, noch als unzureichend ansehe, behaupte ich, daß der D-Text nicht nur dem gebräuchlichen Text gleichwertig ist, sondern daß er den ursprünglichen Text, den ältesten Text der Evangelien, der uns zugänglich ist, darstellt. Vergleicht man die parallelen Abschnitte der 3 Synoptiker in der älteren Gestalt, soweit wir solche noch nachweisen können, miteinander, so fällt auf, daß sie, weil dem Ursprung am nächsten und noch nicht redigiert, viel mehr miteinander übereinstimmen, als das bei ihnen nach dem späteren, kanonisch gewordenen Text der Fall ist. Hier wurde eben jedes einzelne Evangelium bei der Redaktion einer viel stärkeren Abänderung unterzogen. Das Ursprüngliche ist eben doch die größere textliche Übereinstimmung der Synoptiker. Die Handschrift D bietet uns letztlich eine der ersten Abschriften des Markus-Evangeliums, eine jener Abschriften, die in den Jahren 80—90 entstanden, von denen die eine und die andre die Vorlagen für die Verfasser des Mt- und Lk-Evangeliums waren. Der D-Text im Mt- und im Lk-Evangelium ist darum auch von vornherein bester Beurteilung wert.

Wenn man sich so eindringlich mit D beschäftigt und beim Lesen immer mehr Zutrauen zu ihm gewinnt, dann muß man gewiß manches, was einem vom kanonischen Text, auch vom Luthertext, her bekannt und lieb ist, aufgeben. Ich denke z. B. an das Wort „Eins ist not", Lk 10, 42: weder die längere Form „Weniges aber ist not oder nur eins", wie wir sie im Vatikanus und Sinaitikus lesen, noch die kurze Form „Eins aber ist not" wie sie uns auf Grund des Alexandrinus geläufig ist, ist richtig — letztere Form in ihrer ausschließlichen Betonung des Betens, der Andacht gegenüber der Arbeit, dem Schaffen, ist ein Zeichen griechischer, kontemplativer Einstellung; richtig ist das Herrnwort, wie D es bietet: „Martha, Martha, du schaffst, Maria hat das gute Teil erwählt, das nicht von ihr genommen werden soll". Man gewinnt auf der anderen Seite aber dafür gar vieles, was uns aus der ältesten Christenheit, aus dem Manuskript des Mt zukommt, und was uns dann darum wegen seiner Ursprünglichkeit so besonders wert wird. Ich denke z. B. an den besonders schönen Zug Mt 15, 39, daß sich der Hauptmann unter dem Kreuz, als er das haßerfüllte Treiben der Juden sieht, abwendet und spricht „Dieser ist wahrhaftig Gottes Sohn gewesen".

Selbstverständlich bedarf es bei dieser Untersuchung der Handschrift D schärfster wissenschaftlicher Kontrolle. Im Laufe der Jahrhunderte sind auch aus dem redigierten Text, zumal nachdem er als der kanonische Text von der Kirche anerkannt worden war, Lesarten in den Text von D durch spätere Abschreiber eingedrungen. Es entsteht darum hier und da der Eindruck, daß wir in D einen Mischtext vor uns haben. Es gilt also eine Reinigung des Textes von Lesarten, die sich als spätere Zusätze darstellen.

Mit Hilfe von D wird es aber auch möglich sein, einzelne Stellen recht zu verstehen, die den Auslegern vom redigierten Text her größte Schwierigkeiten bereiten, so z. B. Dalmanutha in Mk 8, 10 und „Herodes war in Verlegenheit" Mk 6, 20 u. a. Solche schwierigen Worte lassen sich nur mit Hilfe des griechischen Buchstabenbildes und aus der griechischen Sprache erklären; es ist darum leider an dieser Stelle nicht möglich, die Lösung dafür hier zu geben.

Jena Paul Glaue

Rassenproblem und Eingeborenenfrage in Südafrika

1. Allgemeines über die Eingeborenenfrage in Südafrika

Südafrika ist durch den Rassenhaß erschüttert. Schwarz steht gegen Weiß, ja auch Weiß gegen Weiß, denn Südafrika ist wohl das einzige Land der Erde, in dem zwei weiße Rassen, und zwar so stark national empfindende wie Bur und Brite, nebeneinander, ja auch gegeneinander stehen. Es wird schwer sein, für die dortigen politischen, sozialen, kirchlichen und missionarischen Probleme eine befriedigende Lösung zu finden und eine solche dann ruhig durchzuführen.

Wie Viele versuchen sich an der Problemlösung! Schon all die vielen Reisenden, die da und dort das Land durchqueren und dann sogleich ein Rezept zur Lösung vorbringen. Verhängnisvoll sind vor allem die amerikanischen Neger-Agitatoren, die als kommunistische Hetzer unter der kaffrischen Arbeiterbevölkerung in den Arbeitszentren Südafrikas größte Aufregung hervorrufen und Vereine wie die I. C. U. (Industrial and Commercial Union) gründen. Ja, wir hörten schon von Agitatoren, die das Land durchziehen, nachdem sie zwei Jahre lang in Moskau geschult worden waren, um das rechte Rüstzeug für die Hetzereien zur Hand zu haben. Auch Haß gegen die Geistlichen und Missionen verbreiten sie und verwirren die Gemüter. Letztlich sind auch sie nur politische Agitatoren. Die 135 (!) Eingeborenenkirchen sind im Grunde politische Gebilde, die unter dem Deckmantel der kirchlichen Form den unter der Leitung der Missionare stehenden Christen die Freiheit bringen wollen. Um die Heiden kümmern sie sich nicht. Die durch den Russisch-Japanischen Krieg entzündete, durch den Weltkrieg zu hellen Flammen angefachte Auflehnung aller farbigen Rassen der Welt gegen die Vorherrschaft der Weißen brennt natürlich auch im Herzen der schwarzen Rasse Afrikas; sie würde aber in Südafrika andere Formen angenommen haben, wenn die ausländischen Hetzer nicht gekommen wären.

Wenn man nur Südafrika erlauben wollte, seine inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen. So aber werden die Verhältnisse nur verwickelter. Leider ist dabei die weiße Bevölkerung gar nicht einig in der Politik, in der Stellungnahme gegenüber den Eingeborenen. Brite und Bur, Imperialist und Republikaner, Kapitalist und Arbeiter stehen sich scharf gegenüber.

Sir George Grey prägte 1854 die Formel equal rights für alle, d. h. Gleichberechtigung für Schwarz und Weiß. In den Burenrepubliken hatten die Eingeborenen gar keine Rechte. Sie waren die „Kanaaniter", die nur als Holzhacker und Wasserträger Daseinsbe-

rechtigung hatten. Seit aber 1910 alle vier Südafrikastaaten zu einer Union vereinigt wurden, forderten die Eingeborenen der alten Burenrepubliken auch Gleichberechtigung. Man gab sie ihnen nicht, weil die Eingeborenen in absehbarer Zeit (vielleicht in 50 Jahren) die Mehrheit im Parlament haben würden; es übertrifft ja doch die Eingeborenenbevölkerung die weiße schon jetzt um das Vier- bis Fünffache. Überdies entwickelte sich der Eingeborene zu einem intelligenten, geschickten Arbeiter auf allen Gebieten der Industrie. Da er billiger leben kann als der Weiße, kann er auch seine Arbeitskraft billiger verkaufen, wodurch wieder die Zahl der arbeitslosen Weißen steigt. Das Prinzip der Gleichberechtigung war gut, solange der Eingeborene sie nur in beschränktem Maße forderte. Jetzt aber wird sie verhängnisvoll für die Vorherrschaft der weißen Rasse.

General Hertzog, als erster Minister der leitende Mann der südafrikanischen Politik, will die Eingeborenenfrage lösen durch segregation, also Trennung der Rassen. Zunächst geographisch, denn in Südafrika ist das Eingeborenenproblem nicht zum wenigsten eine Landfrage; die Weißen wollen das schöne Land in ihren Besitz bekommen. Die Farbigen haben das längst erspürt; und das gab ihrem Weißenhaß begreiflicherweise neue Nahrung. Die von Hertzog vorgeschlagene segregation soll aber nun auch auf alle anderen Lebens- und Arbeitsgebiete übertragen werden. Die Farbigen sollen auch in Fabriken, Bergwerken, auf Eisenbahnen, im Postdienst, überall nur zu niederen Diensten herangezogen werden; die höheren, besser bezahlten Stellen sollen den Weißen vorbehalten bleiben. Auf keinen Fall darf ein Schwarzer als Vorarbeiter weißen Arbeitern vorstehen. Die Eingeborenen sollen ihr eigenes Parlament erhalten, wo sie über ihre Angelegenheiten beraten, natürlich unter Aufsicht der Regierung.

Auch diese Hertzogsche Formel wird keine Lösung des Eingeborenenproblems bringen. Hertzog will, daß sich jede Rasse getrennt von der anderen entwickelt; die Kaffern aber haben keine eigene Linie der Entwicklung. Sie können sich nur im Anschluß an die Weißen entwickeln, und wieder die Weißen (die Farmer, Kaufleute, Gewerbetreibende, Minenbesitzer und auch der Staat) können ihre Betriebe nicht ohne die Farbigen aufrechterhalten. Schwarz und Weiß müssen zusammenbleiben, darum ist segregation unmöglich.

Ja, noch ein wichtigeres Moment: die alte Formel beruhte auf einer Unaufrichtigkeit; kein Kolonist in Südafrika hat je daran gedacht, einem Farbigen wirklich Gleichberechtigung zugestehen zu wollen, weder im politischen, noch im sozialen, noch im kirchlichen Leben; denn gleichen Rechten müßten gleiche Pflichten entsprechen, und solche können die Eingeborenen nicht auf sich nehmen. Aber die neue Formel der segregation beruht auf Furcht. Das hat Hertzog selbst eingestanden.

Dieser Hertzogschen Lösung gegenüber erscheinen die Grundsätze praktischer, erfolgversprechender und eingeborenenfreundlicher, die die englische Regierung für Ostafrika vorgeschlagen und zum Teil schon eingeführt hat. Sie sehen eine wenigstens indirekte Selbstverwaltung vor. –

Eine Lösung des Problems kann nur auf Vertrauen aufgebaut werden. Ja, sie kann nur durch eine Erziehungsarbeit der Weißen an den Schwarzen gefunden werden. Eine solche übt nun die Mission. Diese Verbindung hat Aussicht auf Erfolg. Heute schon steht ein Fünftel der eingeborenen Bevölkerung unter Pflege und Leitung der Missionen.

2. Die Stellung der Mission zur Eingeborenenfrage

Die Mission ist natürlich von diesen politischen Kämpfen, von dem Rassenwiderstreit und der Verhetzung der Eingeborenen durch Ausländer und einheimische Agitatoren nicht unberührt geblieben; ja, sie wird durch sie behindert. In den großen Städten noch mehr als in den Missionsgemeinden auf dem flachen Lande.

Da erhebt sich zunächst die Frage: Sind die (135) kaffrischen Freikirchen oder „äthiopischen Kirchen" eine direkte Gefahr für den Fortbestand der Mission?[1] Sie hindern die Arbeit, sind für die Halbbekehrten, auch für die Christen eine Prüfung, ja, ein Ärgernis, aber eine Gefahr wohl nicht. Erstanden sind sie meist aus dem verletzten Ehrgeiz der Eingeborenen. Da ist etwa einer in einer Missionskirche entlassen worden, wegen Unzufriedenheit (einer wünschte bei uns ordiniert zu werden, man schob aber diese Weihe hinaus, bis er sich besser bewährt hätte; sofort ging er zu den „Äthiopiern" und erhielt dort eine gehobene Stellung) – oder wegen Unsittlichkeit, die Kirchenzucht zur Folge gehabt hatte. Sofort errichtet er mit einigen Verwandten eine neue Freikirche.

Was diese Freikirchen bieten, ist oft eine Art Schwärmerei, Freiheit des Fleisches, Prophezeiungen von schweren Gerichten Gottes über alle die, die ihnen nicht folgen usw. Was sie predigen, ist immer: Geht weg von den Weißen, die euch berauben und knechten. Was sie an sich reißen, sind die minderwertigen Elemente der Gemeinden. Wirklich ernste Christen bleiben den Missionsgemeinden treu. Schon die große Zahl dieser Eingeborenen-Kirchen beweist, daß ihnen ein einheitlicher nationaler Gedanke fehlt, ebenso der Umstand, daß sie sich gegenseitig nicht anerkennen, ja befehden. Und da Viele doch die Hohlheit dieser Kirchen erkennen, so haben wir es in der südafrikanischen Brüdermission oft erlebt, daß viele Verführte nach nicht langer Zeit in unsre Missionskirche zurückkehrten.

Und das führt uns nun zu einem sehr wichtigen Punkt in dieser ganzen Lösungsfrage des in Rede stehenden Problems: die Brüdermission macht ernst mit der Erziehung der Farbigen, um die ganze Frage ihrer Stellung zur weißen Rasse zur Lösung zu bringen. Sie erzieht die farbigen Christen zur Selbständigkeit auf dem Gebiet der Selbstverwaltung, Selbstleitung, Selbsterhaltung usw.

Die englischen Missionsgesellschaften sind oft geradezu schuld an der Ausbreitung der „äthiopischen" Bewegung, durch ihre Weigerung, den Gemeinden und eingeborenen Predigern Teil zu geben an der kirchlichen Verwaltung. Wenigstens soll bei einer 1912 in Queenstown gehaltenen Konferenz eingeborener Prediger, bei der auch die zwei Jahre zuvor eingeführte Kirchenordnung der Kaffermission der Brüdergemeinde besprochen wurde, ein äthiopischer Prediger

[1] Äthiopismus heißt das Streben der farbigen Afrikaner nach Selbständigkeit. D. H.

gesagt haben: „Ja, hätten alle Missionsgesellschaften eine solche Kirchenordnung und Verfassung wie die Brüdermission, dann gäbe es keine äthiopischen Kirchen." Es gibt aber unter den 51 in Südafrika arbeitenden Missionsgesellschaften viele, die gar nicht daran denken, den Eingeborenen Beratungs- und Verwaltungsrechte einzuräumen und sie zur Selbständigkeit zu erziehen.

Der in New York 1925 herausgegebene Weltmissionsatlas nennt folgende in Südafrika arbeitende Gesellschaften: 12 amerikanische, 12 britische, 15 kontinentale, 11 südafrikanische und 1 internationale, zusammen 51. Die Gesamtheit der getauften Heidenchristen in Südafrika wird mit 643181 angegeben, die Zahl der Taufbewerber mit 284693, also eine Summe in kirchlicher Pflege Stehender von 927874, d. h. aber ein Fünftel der ganzen eingeborenen Bevölkerung der südafrikanischen Union.

Was wäre es für ein erfolgreicher Kampf gegen Verhetzung und Rassenhaß und dergleichen, wenn alle diese Kirchenkörper in dem Mittel zur Lösung der Eingeborenenfrage zusammenstehen wollten, wenn alle den Farbigen die Erziehung zur Selbständigkeit gegenüber den Weißen angedeihen lassen wollten. Freilich ist das eine mühsame, zeitraubende, oft undankbare Arbeit. Aber sie sieht Erfolge. Unsere Brüdermission hat schon Resultate erreicht. Wir haben neben den 16 ordinierten weißen Missionaren im Kapland und Kafferland 17 ordinierte farbige Missionare, die recht tüchtig sind. Wir haben in allen Gemeinden Ältestenräte, die mit dem Geistlichen zusammen die kirchliche Leitung ausüben, auch die finanzielle und wirtschaftliche Leitung liegt in ihrer Hand. Auf diesem letzteren Gebiet gibt es noch mancherlei zu lernen, aber gute Anfänge sind gemacht worden. Und von manchen Gemeinden aus werden kirchliche Ausbreitungsversuche gemacht, die durchaus beachtenswert sind. Etwa 110 Evangelisten ziehen zu den Heiden, auf die Kraale und auf die Bauernhöfe und suchen dort die noch nicht Getauften christlich zu beeinflussen.

Oft ist man, besonders was die Selbsterhaltung der werdenden Eingeborenenkirche betrifft, zu zaghaft, sie auf eine einfachere und billigere Grundlage zu stellen als die Missionskirche, deren weiße Leiter einen anderen, gehobeneren Lebensstil als die Eingeborenen haben und haben müssen. Manche Freikirchen, wie die Mzimba-Kirche und der „äthiopische Orden" (auch die Bantu Presbyterian Church), erhalten sich ohne Fonds und Hilfe vom Ausland. Es werden allerdings an die Gemeinden höhere geldliche Anforderungen gestellt werden müssen, aber die Leute lieben ihre Kirche und werden sicher auch Opfer für sie zu bringen bereit sein.

Eine schwierige Frage ist nur noch die: Wie erhält man dem Kaffervolk sein eigenes Brauchtum auch auf kirchlichem Gebiet, wie gibt man ihrer neuen eigenen Volkskirche ihr völkisch eigenartiges Kleid? Das wird nicht so leicht sein, da sie meist so auslandliebend sind, daß sie ihre eigene Kultur gar nicht mehr weiter zu halten wünschen. Wenn aber nicht bald ein großer Mann, am besten Kirchenfürst, unter ihnen aufsteht, der das kaffrische Volkstum in die neue Kirche hineinarbeitet, dann dürfte es zu spät sein, denn der Prozeß der Ertötung des kaffrischen Volkstums durch die moderne Kultur schreitet schnell und schier unaufhaltsam fort.

Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die selbständigen Kirchen Südafrikas in Zukunft stark das Gepräge der ausländischen Kirchen tragen, die sie gegründet haben.

Herrnhut Theodor Bechler

Barmherzigkeit und Vertrauen

„Die Liebe deckt auch der Sünden Menge", sagt die Heilige Schrift. Kierkegaard hat über dieses Wort Bedeutsames geschrieben, in dessen Verlauf er auf das Gleichnis Jesu vom barmherzigen Samariter kommt. Wir treffen, so meint er, alle in unserem Leben einmal auf einen Menschen, den der Klatsch geschlagen, ausgezogen und halbtot liegen gelassen hat. Der Priester und der Levit gehen vorüber, ohne zu helfen, aber nicht, ohne den Klatsch weiterzutragen. Sind wir im Gefolge des Priesters und des Leviten oder in dem des barmherzigen Samariters? Die Barmherzigkeit macht den priesterlichen, die Unbarmherzigkeit den pfäffischen Menschen. „Wehe euch, ihr Pharisäer!" „Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit." Jeder Beteiligung an Klatsch liegt unterbewußt die Freude an der Ungerechtigkeit zugrunde, während die Liebe, die sich der Wahrheit freut, auch darum weiß, wie unwahrscheinlich sehr oft die Wahrheit ist.

Niemand werfe einen Stein auf die armen müden Menschenbrüder, die in Verzagtheit ertrinken und schließlich eher zu einem Fluch als zu einem Gebet kommen. Wir können ihnen nur sagen: gegen deine Lebenserfahrungen, die dich zu der bitteren Ansicht gebracht haben, daß Lieblosigkeit, Ungerechtigkeit und Willkür das Dasein regieren, setzen wir nicht etwa andere, die etwas anderes belegen sollen; wir weisen auf jene Gestalt hin, die über alle Lebenserfahrung hinaus und wider sie spricht, Jesus Christus. Was aus den Führungen unseres Lebens nicht zu entnehmen ist, Sinn und Liebe, – in ihm sind sie erschienen. Die Bibel sagt: Wahrheit und Gnade. Wer ihn sieht, „siehet den Vater". Ein überwältigendes Vertrauen versetzt die Berge von Zweifel und Verzweiflung und sprengt die Mauern der Einsamkeit.

Georg Schulz (aus: Gelebter Glaube, vgl. CW, Sp. 714)

Das neue Frankreich und die Religion

Vor etwa hundert Jahren machte Frankreich eine Revolution. Heute macht es ein Experiment. Man könnte dieses Experiment zwar auch eine Revolution nennen — eine kalte Revolution, eine Revolution mit Gitarre und Tanz in den besetzten Fabriken, eine Revolution mit dem Stimmzettel. Aber sicher ist, daß sie das Gesicht Frankreichs verändert und ihm bereits einen erschreckten und schmerzlichen Zug aufprägt.

In den Straßen merkt man nicht viel davon. Die Leute sitzen auf den großen Boulevards wie immer vor ihrem Kaffee oder Wermut; da und dort ist ein großes Warenhaus geschlossen. Aus Fabrikfenstern schauen gewollt lustige Arbeitergesichter. In Seitengassen stößt man gelegentlich auf raufende Haufen und hört die Pfeifen der Polizisten. In der Kammer werden rasch neue

Gesetze fabriziert. Der französische Franken flüchtet in das Pfund, in den Gulden, in die Schweiz. Der französische Esprit macht auch diese Vorgänge zu Literatur. Das Leben in Paris sprüht und knistert wie immer.

Aber was passiert da eigentlich hinter der Außenseite des politischen und wirtschaftlichen Geschehens? Ist da wieder eine Gironde an der Arbeit, auf die zu gegebener Zeit schon die Jakobiner folgen werden? Ist Blum ein Kerenski, der eine Revolution „reden" aber nicht „machen" kann? Ist die Revolution in Moskau bestellt oder ist sie französisches Eigengewächs? Niemand wird diese Fragen alle schon klar beantworten können. Aber wir können uns Rechenschaft geben über die Ideologie der Revolution und ihre treibenden Kräfte und uns dabei vor Augen halten, daß die Ideologie der europäischen Revolutionen auch dem Christentum ein ganz aktuelles Problem stellt, in Rußland wie in Italien, in Deutschland und nun in Frankreich.

Die neue französische Revolution gehört zur Krisis der Demokratie der Gegenwart. Nirgends wie in Frankreich wird die heutige Unwahrheit der demokratischen Formel sichtbar: Alles durch das Volk, mit dem Volke, für das Volk! Der schwatzende und gestikulierende Parlamentarismus hat gerade hier so deutlich abgewirtschaftet, daß Tardieu seinen Sitz im Parlament aufgab und ein Werk schreibt über „Le Souverain captif" (das Volk), in dem er die Demokratie als Lüge bezeichnet. Der Ekel vor diesem Treiben hat einen wesentlichen Anteil an der Abstimmung, in der die politische Demokratie durch den gewerkschaftlichen Syndikalismus ersetzt wurde. Nicht eine neue politische Idee hat die Revolution „gemacht", sondern die wirtschaftliche Forderung, wie sie von der Compagnie générale du Travail und der von ihr gebildeten Volksfront vertreten wird. Aber Jouhaux, ihr Führer, ist kein wirtschaftlicher Napoleon. Ein mächtiges und brutales Kinn kontrastiert eigentümlich mit den darüberliegenden gütigen Augen ebenso wie die demokratische Ideologie mit den geübten gewaltsamen Methoden.

Man kann die wirtschaftlichen und sozialen Forderungen, die die Gewerkschaften aufstellen, allerdings weithin nur gerecht finden. Denn die Lebenshaltung und die Löhne des französischen Arbeiters waren tatsächlich rückständig und ungenügend, und die Kritik am französischen Kapitalismus mindestens so gerechtfertigt wie die am amerikanischen. Dieser Kapitalismus läßt sich weder etwas abmarkten, noch förderte er eine entgegenkommende Sozialpolitik, so lange es noch Zeit war. Man versteht daher die Forderung der Gewalt, die Georges Sorel in die sozialpolitische Diskussion eingeführt hat. Dieser Sozialphilosoph, der in dem Vordergrunde des sozialpolitischen Kampfes wenig bedeutet, scheint dafür in den Hintergründen der revolutionären Gedankenbildung um so mehr Einfluß zu haben. Eine Untersuchung über den Einfluß seiner Ideologie auf die kontinentalen Revolutionen würde sich lohnen. In den „Réflexions sur la violence" können sich Lenin und Stalin wiedererkennen mit ihrer Ablehnung eines Reform-Sozialismus und ihrer Forderung eines radikalen revolutionären Vorgehens. Mussolini bekennt ausdrücklich, daß er Wesentlichstes der Schulung durch Sorel verdanke. Reinhold Niebuhr, ein jetzt führender amerikanischer Theologe, hat offenbar Sorel im Sinne, wenn er ein Ethos der Gewalt verkündet. Das Ethos des Nationalsozialismus läßt deutliche Züge des Sorelismus erkennen.

Die Gewalt, um die es sich dabei handelt, ist nicht mehr die Mitrailleuse in den Straßenkämpfen, das Ringen auf den Barrikaden, sondern die friedliche Besetzung der Fabriken, die organisierte Politik der Abstimmung, die rücksichtslose Ausnützung parlamentarischer Mehrheiten, Enteignungsgesetze, Lohndekrete, finanzpolitische Maßnahmen.

Frankreich macht in dieser Hinsicht ein Experiment, das an Roosevelts sozialpolitische Versuche erinnert. Es ist ein konstruierender Idealismus, der sich weder um das Wehgeschrei der Wirtschaft, noch um die internationalen Auswirkungen kümmert. Der Glaube an die sozialpolitische Formel überdeckt die Bedenken wirtschaftskritischer Überlegungen. Es ist bedeutsam, daß die kontinentalen Revolutionen überall den Mut zu solchen Experimenten mit ideellen Programmen haben.

Die neuen sozialen Gesetze Frankreichs setzten ein bei der Lohnpolitik, beim kollektiven Arbeitsvertrag, bei der Vierzig-Stunden-Woche, die gerade jetzt an der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf diskutiert wird, bei Verfügungen über das Geldwesen, bei der Unterdrückung faschistischer Organisationen wie der Croix de Feu. Vorläufig verläuft die Revolution in der Linie einer gewerkschaftlichen Machtergreifung, wodurch die Durchsetzung alter Arbeiterforderungen möglich wurde, also eine ökonomische Besserstellung der Arbeiterschaft, die Übernahme politischer Verantwortlichkeit durch sie und der Kampf mit der Krisis von der Seite der Währung her.

Aber die weltanschaulichen Hintergründe sind bei diesem Geschehen nicht unwichtig. Auch bei der Verwirklichung dieser neuen sozialpolitischen Ideen handelt es sich letzten Endes um einen Glauben, um ein eigentümliches Verhältnis des Staates, der eine Kirche gläubiger Idealisten war, zu einer Kirche ungläubiger Enthusiasten. Wenn die Trennung von Kirche und Staat nicht schon vollzogen wäre, so käme sie jetzt.

Vielleicht weniger deshalb, weil die Vernichtung der Kirche zum ideologischen Programm des Syndikalismus gehörte, wie es in Rußland der Fall ist, sondern weil die französische Arbeiterschaft, wie überhaupt ein großer Teil der heutigen Generation, nicht nur jede Fühlung, sondern weithin jedes Verständnis für Kirche und Christentum verloren hat. Von den 41 Millionen Franzosen werden kaum eine Million zum Protestantismus gerechnet. Nach katholischen Quellen 10 bis 11 Millionen zum Katholizismus. Wo bleiben die übrigen 28 bis 29 Millionen?

Wie es religiös in der Arbeiterschaft aussieht, erfuhr man vor einigen Jahren durch eine längere Artikelreihe von Arnold Brémond im „Christianisme Social". Dieser junge Pfarrer lebte, wie seinerzeit Paul Göhre, monatelang als Fabrikarbeiter in den Fabrikvorstädten von Paris und an anderen Orten. Die Studie, die er veröffentlichte, unter dem Titel „Explications de la classe ouvrière", zeigte nicht nur eine völlige Ablehnung des Christentums, sondern einen totalen Mangel an Kenntnis der einfachsten Tatsachen der biblischen Geschichte und des Evangeliums. Die heutige Arbeiterschaft Frankreichs kennt das Christentum nicht mehr oder nur in seiner äußern und namentlich seinen katholischen Formen, die es ablehnt. Darin ist es mit dem Bürgertum einig, das bei Gambettas Wort bleibt: „Le cléricalisme, voilà l'ennemi."

So war es wenigstens unter dem Bürgertum der dritten Republik, die unter Combes das Trennungsgesetz von 1905 beschloß. Sie hatte in dieser Durchführung eine Niederlage erlitten und konnte, mit Ausnahme der Schule, die eigentlichen Kampfgedanken des Trennungsgesetzes nicht durchsetzen. Das Gesetz führte geistlich zu einer Neubelebung der Kirche und zu einer Vertiefung des religiösen Lebens. Man kann daher geradezu von einer Wiedergeburt des Katholizismus im französischen Bürgertum reden, als Folge des Gesetzes. Der Protestantismus erlitt zwar durch das Gesetz einen Zerfall in drei verschiedene Kirchen. Andererseits vertiefte er sich religiös durch die Notwendigkeit, mit neuen Opfern und ganzer Hingabe das alte religiöse Erbe zu retten.

Die vierte Republik, die im Werden ist, hatte sich in den letzten Wochen rascher Gesetzesfabrikation nicht auszusprechen über solche Fragen. Die Trennung von Staat und Kirche ist vollzogen, und der Staat wird nicht darauf zurückkommen. Er hat es aber in der Hand, die bestehenden Gesetze in neuer Form und mit neuer Strenge anzuwenden. Die neue Regierung ist allerdings zu sehr mit der Durchsteuerung der neuen Sozialgesetze, mit der Rettung des Frankens und der Begründung einer neuen auswärtigen Politik beschäftigt, als daß sie der religiösen Bagatelle etwelche Aufmerksamkeit schenken könnte.

Frankreich ist heute führerlos. Der Mann, der an der Spitze steht, war ein großer Oppositionsredner, aber in der gegenwärtigen Durchführung seines Programms scheint er gegenüber der Macht der Straße nur geringe Autorität zu besitzen. Die auswärtige Politik Frankreichs ist durch diese innere Ratlosigkeit gelähmt und richtungslos geworden. Will die gegenwärtige Regierung einfach ihr soziales Programm durchsteuern, so verliert sie den Kontakt mit den politischen Wirklichkeiten, die nicht nur ideologisch behandelt werden können. Die gegenwärtige syndikalistische Republik und ihre Politik gleicht aufs Haar dem religiösen Idealismus, der seine Programme idealistisch in die blaue Luft hinaus konstruiert, ohne sich um die konkrete Wirklichkeit und den geheimnisvollen Widerstand der Realität des Bösen zu kümmern. Diese Parallele zwischen einem rein idealistisch konstruierenden Christentum und einem idealistisch konstruierenden Syndikalismus ist auffallend.

Jedenfalls macht heute Frankreich hier wieder einmal ein großes Experiment für die ganze Welt und bezahlt auch die Kosten dieses Experimentes. Daß eines der konservativsten Völker Europas sich diesem Radikalismus verschreibt, ist ein neues Zeichen dafür, daß die Revolutionen der Gegenwart in eine Tiefe hinabreichen, die mit reiner Politik nicht ausgelotet werden kann.

Genf, z. Zt. Paris. Adolf Keller

Zurück zum Ursinn

1

Der Evangelist Matthäus hat (6,12) bei der Bitte um Vergebung nach guten Zeugen die Lesart: „... wie wir vergeben haben ... (aphékamen)." Das entspricht genau dem Worte Jesu in der Bergpredigt (Matth. 5,23 f.): „Wenn Du Deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, daß Dein Bruder etwas wider Dich habe, so laß allda vor dem Altar Deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne Dich mit Deinem Bruder – und dann komm und opfere Deine Gabe." Damit sagt er so deutlich, wie nur möglich, daß wir überhaupt nicht an Gott herankommen und all unser Bemühen in dieser Richtung umsonst ist, solange wir gegen irgend jemand etwas haben. Dann ist offenbar auch jede Wiederholung des Herrengebets vergeblich, wenn wir diese deutliche Warnung des Herrn überhören. Kein Wunder, wenn die massenhaften Vaterunser-Schwärme, die täglich aufsteigen, als leere Hülsen wirkungslos zurück- und zu Boden fallen.

Warum hat sich die Christenheit von dem Perfektum („wir haben vergeben"), von dem Ursinn der Worte ihres Herrn abgewendet? Woher die Flucht vor dem Urtext?

Harnack sagte einmal, die Menschen hätten die Neigung, sich die Religion leicht zu machen. „Herr, Herr" sagen ist auch leichter, als den Willen Gottes tun. Es lebt in der Tat in unsrer natürlichen Art eine Neigung zum Subtrahieren, sobald es „der Natur entgegen" geht. Man sucht von dem Ernste der Forderung etwas – oder so viel wie möglich – herunterzuhandeln und „sich abzufinden". Natürlich ist es sehr unangenehm, wenn ich beim Mitbeten des Vaterunsers in der Gemeinde mir ehrlicherweise sagen muß, daß ich nicht bloß „etwas", sondern sehr viel gegen einen oder viele in der Gemeinde habe, draußen und vielleicht dicht neben mir oder auch gegen den Mann, der da laut vorbetet, – – und daß ich daher ganz vergebens mit Gott rede. Da ist denn die Lesart aphiomen („wir vergeben"), das Präsens, für den Augenblick recht willkommen. Man sagt sich als guter Christ: „Ja, das ist wahr, ich sollte auch bereit sein zu vergeben. Das ist Christenpflicht!" Und dann nimmt man sich vor – gute Vorsätze kosten ja nichts – „demnächst", bei passender Gelegenheit, zu vergeben. In dieser Allgemeinheit ist das ganz unschädlich, ungefährlich, auch je nachdem unverbindlich. Aber „nicht wahr, die leidige menschliche Schwachheit" usw. – im nächsten Augenblick ist der löbliche Vorsatz bereits verweht und zu seinen Vätern versammelt, und alsbald auch durch die folgende Bitte überholt und gut zugedeckt. Denn wir haben uns gewöhnt, das Gebet des Herrn, den Höhepunkt jeder Gemeindefeier, in einem Tempo zu beten, das keine Bitte voll ausklingen läßt. Es wäre sehr ratsam, hinter jeder einzelnen Bitte einen kurzen „schweigenden Dienst" einzuschalten, der ja schon weithin bekannt geworden ist. Die Art, wie das Vaterunser in der Gemeinde gebetet zu werden pflegt, wird dem in das Lebenszentrum treffenden Inhalt jeder einzelnen Bitte nicht von ferne gerecht, und ist, wie jeder weiß, oft von einer beschämenden Würdelosigkeit.

Da ist es denn auch nicht zu verwundern, daß auf das bequemere „Wie wir vergeben ..." kaum ein ernster Nachdruck oder Gedanke fallen kann. Der Nachsatz ist, auch ohne das peinliche Perfektum (aphékamen), eine offenkundige Verlegenheit. Er macht die Bitte zu der „gefährlichen", wie man sie mit Recht genannt hat, weil hier in der Tat die Gefahr der Nichtigkeit des ganzen Gebets nach dem Worte des Herrn jedesmal besteht!

Daß es in den Matthäus-Handschriften, ebenso wie bei Lukas (11, 4) auch die Lesart aphiomen oder aphiemen (Präsens) gibt, ist bekannt. Aber das Perfektum, die geschehene Tatsache aphékamen („wie wir vergeben haben") ist, wie gesagt, so unlösbar mit dem Worte Jesu vom vorherigen Versöhnen verbunden, daß man erst dieses Herrenwort aus dem Texte des Neuen Testaments entfernen müßte, wenn man das Perfektum endgültig streichen wollte, das (wie ein gefährlicher Explosivstoff im Keller) in einer verschämten Anmerkung unter dem Texte sorgsam aufbewahrt wird. Der offizielle Text ist gut versichert. Nur nicht gegen das Wort des Herrn (Lukas 6,46): „Was nennt Ihr mich ‚Herr, Herr!' und tut nicht, was ich Euch sage!"

* * *

„Aber die Tradition, die – ach so liebgewordene – kirchliche Gewohnheit! Wie kann man daran etwas ändern wollen!"

Wer ist größer: der Herr, oder die Macht der Gewohnheit?

2

Es muß in diesem Zusammenhange, da wir von Akzentverschiebung im Herrengebet gesprochen haben, noch mehr über Betonung gesagt werden. „Dein Reich komme!" Das Reich Gottes stand zu Jesu Zeiten bekanntlich im scharfen Gegensatze zum Reich der Fremdherren und Dämonen. In unsrer Zeit ist es nicht anders; vielmehr ist der Gegensatz von Gottes Herrschaft und der Tyrannei der Dämonen und Götzen (Mammon, Alkohol, Sexus, Nikotin, Rekord, Halbwissen, öffentliche Meinung usw.) ins Ungeheure gewachsen. Darum liegt für uns (dem Ursinne nach) der Ton nicht, wie man fast ausnahmslos in den Kirchen hören kann, auf „Reich", sondern auf „Dein". Das gilt dann auch von dem liturgischen Schluß des Gebetes, der ja nur ausführlich sagt, was in einem johanneischen Jesuswort der schweigende sternenklare Hintergrund der Anrede ist: Unser Vater, der Du größer bist als alles (Joh. 10, 29)!

* * *

Besonders sinnwidrig wirkt die weitverbreitete Betonung von „Wille" in der Dritten Bitte: „Dein Wille geschehe!" Wovon soll da der Wille unterschieden werden? Es kann sich doch nur um den Gegensatz und Widerspruch unsres verkehrten, eigensinnigen Willens gegen den Willen des Vaters handeln. Wenn noch irgendein Zweifel daran möglich wäre, müßte er an der ganz eindeutigen Gethsemane-Bitte (Mark. 14, 36): „Nicht was ich will, sondern was Du willst!" scheitern. Aber auch hier ist die Betonung des Dein („Dein Wille geschehe!"), sobald man die Bitte und den Totalitätsanspruch Gottes ernst nimmt, für die natürliche Neigung im höchsten Grade unbehaglich. „Zerbrich den Kopf dir nicht so sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr!" – und schwerer. Der Fünfjährige, der die ungewöhnliche Schnelligkeit, mit der er beim

Nachtgebet die dritte Bitte sprach, seiner Mutter offen erklärte: „Weißt du, vielleicht hört Er's dann nicht!", spricht nur mit der Naivität des Kindes, des nepios, aus, was auch große Leute empfinden, wenn sie über das peinliche „Dein", d. h. über das restlose, entschlossene Kapitulieren vor dem Willen des Vaters hinwegzugleiten versuchen mit der sinnlosen Betonung: Dein Wille geschehe!"

3

Wer regelmäßig am Gemeindegottesdienst teilnimmt, dem muß auffallen, wie wenig heute in den Worten, mit denen der Pfarrer die Feier einleitet, von deren Ursinn noch bemerkbar ist. „Im Namen des Vaters ..." – das soll dem armen Menschen, der trotz Schuldbefangenheit und tausendfachen Versagens vor die Gemeinde tritt, überhaupt erst die innere Möglichkeit geben, den Mund aufzutun und von Gott zu reden. Es ist das Erinnern an die höchste Autorität im Himmel und auf Erden, unter die der Sinn der ganzen Feier samt der armen Existenz des Pfarrers gestellt werden soll. Wenn der Hinweis auf diese herrliche Tatsache der souveränen Autorität des Vaters farblos, gedankenlos, lediglich tönend („jetzt fängt's an") oder zaghaft, tonlos gesprochen wird, – was für eine Entfernung vom Ursinn! Im Namen Gottes dastehen, das heißt doch: in Gott selber bewußt stehen! Was für Ermutigung, Hilfe und hochnötige Freudigkeit geht verloren, wenn wir den Ursinn der Eingangsworte vergessen!

* * *

Und dann das Martyrium des „Amen"! Unzählige Male müssen wir diese wuchtige Äußerung des Glaubens – leise verhallend, mit der schüchternen Tonlosigkeit eines kleinen Mädchens sprechen hören, so weit von seinem herrenhaften Ursinn: „Wahrhaftig, so ist es!" entfernt, daß es manchmal fast wie eine verschämte Bitte um Entschuldigung klingt.

So kommen wir zu einem Unsinn, wenn wir nicht mehr an den Ursinn der alten geheiligten Worte denken. Damit die Pfarrer an ihn denken können, verlangt die Kirche von ihnen die Kenntnis der Ursprachen der Bibel.

4

Noch eins – ein Ceterum censeo: wie steht es mit dem Ursinn des Wortes „Geistlicher"? Kann es sich bei den pneumatikoi im Neuen Testament um etwas anderes handeln als um die Bezeichnung von Menschen, die den Geist Christi, des pneuma Christoû haben? „Niemand kann Jesus ‚Herr' nennen, außer durch den Heiligen Geist." (1. Kor. 12, 2.) Es ist kein Zweifel: mit pneumatikos, geistlich, ist die innere Verfassung aller Jünger Jesu gemeint, die von ihm den Kindesgeist empfangen haben. „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein." (Röm. 8, 9.) Jeder wirkliche Christ ist Geistlicher. Aber was geschah?

Die ursprünglich klare Bezeichnung der innersten Lebendigkeit jedes Gotteskindes wurde in der katholischen Kirche zur — Standesbezeichnung gemacht: hier Geistliche, dort Ungeistliche (Laien), Christen 1. Klasse und Christen 2. Klasse.

Es ist bekannt, daß schon Luther gefühlt hat, dies sei angesichts der Taufe, der Gotteskindschaft, des allgemeinen Priestertums aller wirklich Gläubigen (der Glaube ist heiliger Geist) nicht recht. Aber die Unmenge seiner Aufgaben ließ ihn zu der konsequenten Durchführung dieser Erkenntnis nicht kommen. Seitdem sind vierhundert Jahre Reformation durch das deutsche Land gegangen, und die deutschen evangelischen Kirchen halten mit Rom um die Wette krampfhaft an dieser unbiblischen Verzerrung des Wortes fest. So zähe, als gelte es ein Heiligtum zu schützen!

„Aber wie soll man denn sonst – z. B. in der Agende – sagen?" fragte ein Pfarrer. „Nun: Pfarrer!" – „Aber die Agende wird doch auch von Vikaren benutzt!" Vor der Wucht dieses Argumentes gab es nur Schweigen. Die Meisten zucken die Achseln oder sagen: „Wortklauberei! Die Bezeichnung hat sich nun einmal im Laufe der Geschichte eingebürgert!" Eingebürgert! Gibt es eine einzige Sprachdummheit, die nicht eingebürgert wäre? Und wie waren vor dem Weltkriege Worte wie Adieu, Billett, Perron, Reservoir u. a. eingebürgert! Tertullian hat daran erinnert, daß Christus sich nicht „die Gewohnheit", sondern „die Wahrheit" genannt habe.

* * *

Wer den Ursinn des Wortes „geistlich" mit dem Gewissen verstanden hat, kann den Mißbrauch des Wortes als Standesbezeichnung nicht mehr ertragen und muß ihn ablehnen. „... Und du hältst es für möglich, daß unsre kirchlichen Behörden ...?" Ich weiß nur eins: daß diese Standesbezeichnung nachweisbar unevangelisch ist und daß heute, da es eine Reichskirche gibt, die Möglichkeit gekommen ist, von entscheidender Stelle einem sprachlichen Unfug in der evangelischen deutschen Christenheit ein Ende zu bereiten.

Es handelt sich nicht um ein Wort, sondern um den herrlichen Ursinn dieses Wortes.

5

Endlich noch ein Wort über den Namen „Totensonntag" und „Totenfest". Paulus hat uns das herrliche Wort gesagt, daß Christus dem Tode die Macht genommen hat. Und der Herr selbst sagt: „Ihr kennt nicht die Kraft Gottes! Ihm leben sie alle!" Und wir bringen es fertig, jahraus, jahrein diesem Evangelium ins Gesicht zu schlagen! Schämen uns nicht vor der katholischen Kirche, die wenigstens „Aller Seelen" sagt! Wir wagen es, dem klaren Worte des Herrn zum Trotz zu sagen: „Aller Toten", und nennen uns mit dieser Mißachtung des Evangeliums der Todesüberwindung „evangelisch"! – Ich weiß, daß auch diese Zeilen nichts helfen werden. Die „längst eingebürgerte Gewohnheit" wird sich behaupten.

Aber die consules, die nach dem Rechten in der Kirche zu sehen haben, sollen wenigstens dabei kein gutes Gewissen haben.

Karlsruhe Paul Jaeger

Die evangelische Kirche während der Olympia-Festwochen

(Schluß, vgl. CW Sp. 748 ff.)

Die Veranstaltungen der Bekennenden Kirche in der Apostel-Paulus-Kirche nahmen in der zweiten Festwoche ihren Fortgang bei ständig wachsender Besucherzahl. Am 10. August sprach Pfarrer Asmussen über die „Kirche der Rechtfertigung aus dem

Glauben", mit der bei ihm gewohnten scharfsinnigen Dialektik, aber freilich für die Mehrheit der Gemeinde nur schwer verständlich; am 12. August hörte man Generalsuperintendent a. D. Dibelius über die „innere Erneuerung der Kirche", der im Gegensatz zu seinem Vorredner sich ganz auf eine rhetorisch wirksame Ansprache beschränkte; am 14. August machte Pfarrer Niemöller mit Ausführungen über „den alleinigen Herrn der Kirche" den Schluß. Der Eindruck seiner formal ganz schlichten, aber von innerlicher Wärme durchglühten Worte war tief; man kritisiert daher ungern, aber ich darf nicht verschweigen, daß er der „alten Kirche" einen Vorwurf daraus machte, auch „die getröstet zu haben, die mit dem Evangelium von der alleinigen Gnade Gottes in Jesus Christus nichts anzufangen wußten". Heißt das nicht, um des „Glaubens" willen die Liebe preisgeben? In allen drei Gottesdiensten hörte man Grußworte von Vertretern ausländischer Kirchen; die nachhaltigste Wirkung hinterließ wohl Professor Geismar (Kopenhagen), der bekannte Kierkegaard-Forscher, mit seiner scharf pointierten Formulierung: „Gott, der die Liebe ist, fordert uns ganz, richtet uns ganz, vergibt uns ganz, formt uns ganz um." Daß er sich dankbar als Schüler Karl Holls bekannte, war besonders erfreulich.

War die ganze Vortragsreihe in der Apostel-Paulus-Kirche von imponierender Geschlossenheit, so bot umgekehrt der Veranstaltungszyklus der Deutschen Christen ein Bild der größten Zerrissenheit dar. Es ist schlechterdings unmöglich, die drei Versammlungen irgendwie unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenzufassen. Am 10. August in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche eine Kombination von Kirchenkonzert, evangelischem Gottesdienst und russisch-orthodoxer Totenmesse; man kann gewiß ein lebhafter Freund des ökumenischen Gedankens sein und wird doch eine solche Zusammenstellung als bedenklich empfinden, zumal der Anblick des auf die Bänke steigenden und sich die Hälse ausreckenden Publikums — „Gemeinde" konnte man hier wirklich nicht sagen — alles andere als erfreulich war. Am 15. August fand an derselben Stelle eine mäßig besuchte Vortragsveranstaltung statt, bei der Professor Wobbermin (Berlin) über „Die christliche Kirche im Dritten Reich" und Professor Odenwald (Heidelberg) über „Nationalsozialistische Haltung und christlicher Glaube" sprach. Odenwald suchte zu einer Lösung seiner Themafrage zu kommen durch schroffe Unterscheidung der drei Begriffe Weltanschauung, religiöse Haltung, christlicher Glaube; er wirkte aber bei alledem mehr überzeugt als überzeugend. Wobbermin arbeitete in seinen klugen, im guten Sinne „gelehrten" Ausführungen das Wesen des nationalsozialistischen Staates als eines völkischen Kulturstaates heraus, der deshalb, weil er sittlich ist, auch zum Christentum Beziehungen hat; denn Gottesglaube und Sittlichkeit bedingen einander. Man konnte ihm theoretisch völlig zustimmen und mußte dabei doch manche Urteile als der Wirklichkeit fremd empfinden. Am 16. August endlich hielt der „Gauobmann für Groß-Berlin", Pfarrer Tausch, in der Apostel-Paulus-Kirche einen ebenfalls recht mäßig besuchten Festgottesdienst ab, bei dem er über 1. Kor. 9, 24 predigte. In Wirklichkeit stand die Predigt mit dem Text nur in losem Zusammenhang und glich mehr einer Agitationsrede, auf die näher einzugehen sich nicht lohnt. Man sieht: Die drei Veranstaltungen standen in keinerlei innerem Zusammenhang; man hatte den Eindruck, daß die Deutschen Christen durch religiös-kirchliche Gesichtspunkte jedenfalls nicht zusammengehalten werden.

Aus den kirchlichen Veranstaltungen im Olympischen Zelt seien noch zwei Abende als besonders erfolgreich hervorgehoben. Am 9. August war das Thema „Das christliche Jugendwerk unter den Völkern"; der Zugang war ungeheuer, und Pfarrer Riethmüller (Dahlem) hatte wieder einmal, wie schon so oft, das Ohr der versammelten Jugend ganz. Am Abend vorher überbrachten Superintendent Heinzelmann (Österreich) und Bischof Popp (Jugoslawien) die Grüße ihrer Heimatkirchen und legten den Evangelischen des Reichs die Mahnung ans Herz: „Werdet einig!" In diesem Zusammenhange sei noch erwähnt, daß der Provinzialkirchenausschuß Berlin-Brandenburg die Vertreter der ausländischen Kirchen auch zu einem offiziellen Empfangsabend eingeladen hatte, der willkommnen Anlaß zu mancherlei persönlichen Berührungen bot. Einen festlichen Ausklang fand die Gesamtheit der kirchenamtlichen Veranstaltungen durch eine Feier in der Dietrich Eckart-Freilichtbühne am Vormittag des 16. August bei strahlendem Sonnenschein; die Ansprache des Feldbischofs Dohrmann wurde umrahmt von einem wundervollen Bach-Konzert unter Leitung des großen Organisten, Dirigenten und Musikgelehrten Wolfgang Reimann (Grunewald-Kirche). Man hätte sich den Abschluß des „kirchlichen Olympia" nicht schöner denken können.

Überblickt man noch einmal das Ganze des in diesen Berichten Dargestellten, so wird man sagen können: die Kirche hat ihre Pflicht getan! Ob sie damit „Erfolge" gehabt hat, das zu beurteilen überlassen wir dem, der in die Herzen sieht. Man weiß, daß die Olympia-Wettkämpfe selbst eines stark religiösen Untertons nicht ermangelten; das olympische Feuer und die olympische Glocke und insonderheit auch das großartige Jugend-Festspiel sind dessen Zeugen. Das macht die Arbeit der Kirche wahrlich nicht überflüssig — „religiös" ist noch lange nicht christlich —, sollte aber auch nicht immer nur als „Gefahr" gewertet werden. Nein, es bedeutet weithin eine Auflockerung von Menschenseelen, die bis dahin der Sprache der Religion unzugänglich waren. Sorgen wir nur dafür, daß in diesen so vorbereiteten Boden der richtige Same gesät werde, der Same des Sämanns, dessen „Same das Wort und dessen Acker die Zeit ist".

Berlin-Lichterfelde Hans Schlemmer

Die Wand

Ich hörte vor einiger Zeit eine Predigt in der Radio-Morgenfeier. Der Pfarrer sprach zuerst von der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschheit so, daß ich wohl mit ihm übereinstimmte. Dann führte er zum Beweis für seine Ausführungen die Bibel an. Die Geschichte vom Sündenfall enthält gewiß die tiefsten Menschheitsgedanken; er aber behandelte sie als äußere Menschheitsgeschichte und sprach von ihr, wie wir etwa von Friedrich dem Großen oder vom Dreißigjährigen Krieg reden. Er wußte sogar ganz genau, daß der Teufel die Gestalt der Schlange angenommen habe, wovon die Bibel bekanntlich nichts weiß. Weiter führte er als Beweismittel, wiederum äußerlich geschichtlich, die Sintflut an. Ich bin sehr geduldig anderen Anschauungen gegenüber. Als er aber nun auch noch in derselben Weise vom Turmbau zu Babel sprach, stellte ich das Radio ab und mußte so meine Morgenfeier betrübt in anderer Form abhalten. Zwischen dem Redner und mir hatte sich eine Wand trennend erhoben.

Bald nach der großen Umwälzung von 1933 saß ich im Gottesdienst und freute mich auf die Predigt. Was aber dann der junge Pfarrer sprach, war ja gar keine Predigt, sondern eine Volks-, eine Versammlungsrede weltlicher Art, die nur mühsam in das Licht der Religion hinaufgehoben wurde. Wir erwarten im Gottesdienst, daß wir mit dem Unvergänglichen, mit der Ewigkeit verbunden werden. Hier aber wurde nur das wandelbare und vergängliche Irdische mit Ewigkeitsschimmer umgeben, den es doch seiner Natur nach nicht haben kann. Diesmal war keine Möglichkeit, den Gottesdienst abzustellen. Ich saß gequält unter der Kanzel und mußte bis zum Ende aushalten. Auch zwischen diesem Manne und mir hatte sich eine Wand gezeigt. Ich fühle eine unüberwindliche Abneigung, ihn wieder zu hören.

Eine Wand spürte ich nicht nur den mir fremdartigen Vertretern der Strenggläubigkeit alter oder neuer Art oder den politischen Geistlichen gegenüber, sondern auch sonst im Verkehr mit Menschen, die eine ganz andere Art haben. Trübe gestimmte Menschen meinen bisweilen, daß sie ganz allein stünden, daß alles rings um sie Wand sei. So schlimm ist die Menschenwelt doch nicht eingerichtet. Es gibt viele Menschen, die man sofort versteht und die uns selbst auch bei der ersten Berührung Verständnis entgegenbringen. Aber im Verkehr mit anderen bleibt die Wand starr und undurchdringlich stehen. „Wand" hängt mit „winden" zusammen. „Wand" ist „Wendung". Wenn ich auf eine „Wand"

losgehe, muß ich mich „winden", mich „abwenden". Es wäre gänzlich unvernünftig, wenn ich „mit dem Kopf durch die Wand", wenn ich die Wand beiseite schieben, durchbrechen oder niederreißen wollte. Sie bleibt, und ich muß sie berücksichtigen, wenn ich mich nicht selbst beschädigen will. Die Menschen sind nach dem Willen und dem Plane ihres Schöpfers durchaus verschieden. Gefühlsart, verschiedene Zusammenstellung der seelischen Vermögen, andersartige Stärke der gleichen Anlagen, verschiedene Bildungsverhältnisse und Lebensbetätigungen, Verschiedenheiten des Lebensalters und des Zeitalters, des Geschlechtes und des Volkes ergeben eine Fülle von Möglichkeiten, die unendlich ist. Es gibt keinen gut durchschnittlichen, keinen Mustermenschen, so wie in Paris ein Mustermeter aus Platin vorhanden ist. Wenn ich nun auf einen Menschen völlig anderer Zusammensetzung treffe, so nützt es gar nichts, wenn ich auf ihn einrede, ihn zu überzeugen suche. Seine Anlagen können durch meine Worte nicht vom Grund aus anders werden. Die Wand ist für mich schließlich immer noch so unbeweglich und starr wie vorher. Ich muß mich von dem Strenggläubigen, dem Dialektiker, dem politischen Kirchenmann abwenden. Ich muß mich auf mich selbst zurückwinden und zwischen den eigenen Wänden meiner Kammer bleiben, die mir der große Hausvater angewiesen hat.

Die Wände sind verschieden dick. Es gibt dünne Wände, durch die hindurch man jedes Wort hört. Es gibt sehr dicke Wände, die die Menschen völlig voneinander abschließen, so daß man kaum merkt, ob da drüben auch ein menschliches Wesen wohnt. Im allgemeinen hört man durch die Trennungswand hindurch, wenn in dem Nachbarzimmer jemand spricht, singt, spielt oder hin und her geht. Ich merke, daß meine Nachbarn auch Gäste des Hauses sind wie ich und vermutlich doch weithin ähnliche Lebensgewohnheiten haben. Bisweilen gibt es auch Verbindungstüren; aber in einem gut eingerichteten Fremdenheim fehlen sie. Wir sollen uns gegenseitig unbehelligt lassen. Jeder will hinter seiner Wand für sich bleiben. Das ist für die Gesundheit seines Innenlebens unbedingt wünschenswert. Es wird als eine schlimme Pein der Gefangenenlager des Weltkrieges geschildert, daß dieselben Menschen Monat für Monat von früh bis abends zusammen sein mußten. Es ist selbst bei den Angehörigen derselben Familie als Wohnungselend zu bezeichnen, wenn sie alle in demselben Raum hausen müssen. Sogar Jesus der Meister ging auf das Dach des Hauses, in das Kämmerlein, und schob den Holzriegel vor, wenn er mit Gott sprechen wollte. Auch er brauchte Wände rings um sich. In Kapernaum stieg er bisweilen ganz allein den Gebirgsrand hinauf, um in der Einsamkeit der Bergweiden mit seinem himmlischen Vater allein zu sein. Seine Jünger haben ihn selten beten sehen. Was wissen wir von dem Gebetsleben der Führer auf dem Gebiete der Frömmigkeit? Ein Gebet Luthers, ein Gebet Cromwells hat man belauscht. Wenn Kierkegaard geistvolle Gebete in sein Tagebuch schreibt, so ist das schon nicht mehr ganz richtig.

Nur wenn jenseits der Wand Hilferufe erklingen sollten; wenn aus dem Fenster Qualm hervorbräche, würde ich hinübereilen, um in der Not zu helfen. Das sind indes seltene Fälle. Aber man kann sich gegenseitig besuchen, nachdem man sich außerhalb des eigenen Zimmers schon etwas angefreundet hat. Dann klopft man vorher an, damit sich der Nachbar auf meinen Besuch innerlich einstellen kann. Ich selbst richte mein Gespräch so ein, daß es für den andern passend ist. Wie verschiedenartig mag der geschickte Seelsorger verschiedenen Menschen gegenüber die Worte wählen und die Gedanken formen, wenn er Krankenbesuche macht! Wir haben doch oft schon in unserem Leben mit Menschen, die gar nicht unserer „Richtung" angehörten, freundschaftliche und herzliche Beziehungen unterhalten. Ich habe einmal mit einem älteren Amtsgenossen mehrere Jahre an derselben Schule zusammen gearbeitet, dessen Anschauungen höchst altertümlich waren. Die Wand zwischen uns war dick. Es ist mir jetzt noch eine Freude, daß er mir beim Abschied sagte, er sei gern mein Fachgenosse gewesen. Ich bin seit Jahrzehnten mit einem befreundet, der schon vor über zwanzig Jahren aus der Kirche ausgetreten ist. Oft habe ich bei mir gedacht: „Du bist ein Christ, ein beßrer Christ war nie." Aber er will kein Christ sein; er ist lebensgläubig, oder wie er seine Frömmigkeit sonst nennen mag. Zwischen uns besteht ein unausgesprochenes Einverständnis darüber, daß wir niemals über die Anschauungen sprechen, die uns trennen. So ist unser Einvernehmen noch niemals getrübt worden. Wir denken offenbar beide immer daran, daß für gewöhnlich eine Wand zwischen uns ist. Je gelegentlicher unser Besuch im Nachbarzimmer ist und je weniger wir seinen Bewohner kennen, desto mehr achten wir auf die Wand, die sonst zwischen uns liegt.

In der Regel berühren sich die Bewohner verschiedener Zimmer nicht durch Besuche und sind doch nicht ganz geschieden voneinander. Es beschützt sie ja von oben dasselbe Dach. Sie wohnen gemeinsam in demselben Hause. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten sieht man sich. Der Hausvater stellt vor. Die Unterhaltung wird von Menschen geführt, die von den Wänden wissen, die jeder einzelne unsichtbar für sich hat. Hier darf nur das Gemeinsame eine Rolle spielen. Das, was jeder religiös oder auch politisch für sich hat, wird geachtet und vorsichtig gemieden. So kommt eine allgemeine, frohe Unterhaltung zustande. Auch abends sind die Gäste beieinander, soweit sie dazu Lust haben. Manche lieben allerdings ihre besonderen Wände mehr als die abendliche Geselligkeit. In christlichen Fremdenheimen wird früh eine Morgenandacht abgehalten. Der Hausvater muß feinfühlig sein, daß er niemanden an die Wand erinnert, die heimlich zu jedem gehört. Ich wohnte einmal am schönen Rhein in einem Fremdenheim, das allen ohne weiteres zugänglich war. Früh hielt der Herbergsvater, der wohl einer Gemeinschaft angehörte, eine Morgenfeier mit Schriftvorlesung, kurzer Betrachtung und freiem Gebet, die in feiner Weise nirgends an eine Wand stieß. Niemand war zur Teilnahme gezwungen. Einige Katholiken hielten sich abseits. Das nahm ihnen niemand übel. Auch die Kirche ist ein solches Fremdenheim. Wie mannigfaltige Kostgänger wohnen da beieinander! Schon Wilhelm Wundt hat darauf aufmerksam gemacht, daß sich in derselben Kirchengemeinde Angehörige von mancherlei Abstufungen der Frömmigkeit von der ursprünglichen bis zu höchst abgeklärten Erscheinungsformen zusammengefunden haben. Da gilt es, im Gottesdienst Wände zu übersehen. Wer möchte auf ein Kirchenlied verzichten, weil einzelne Wendungen zeigen, daß sein Dichter hinter einer nunmehr vom Alter geschwärzten Wand wohnte?

Wer nimmt es einem Pfarrer übel, wenn seine Ausführungen in manchen von meinen eigenen Anschauungen abwichen? Im allgemeinen muß er so predigen, daß er an die verschiedenen Einzelwände denkt. Ich habe von einem sehr tüchtigen Prediger, der meiner eigenen Richtung angehörte, viele vortreffliche Predigten gehört. Immer wartete ich darauf, daß man einmal seine Richtung, die auch die meine war, aus seiner Predigt heraushören solle. Es war aber nichts zu spüren. Damals grollte ich ihm ein wenig. Jetzt aber meine ich, daß es doch wohl richtig so war. Wer nur fromm, ganz christlich, rein evangelisch predigt, der stößt an keine Wand.

Unser christliches Fremdenheim ist auf einem festen Grunde gebaut. Das ist die Bibel. Wenn es ein evangelisches Fremdenheim ist, dann ruht es auch auf den Bekenntnissen unserer Kirche. Aber wir erwarten nicht, daß die einzelnen Sätze der Bekenntnisse auf jeder Treppenstufe stehen. Ihre einzelnen Lehren sollen sich nicht als trennende Wände durch das ganze Haus hindurchziehen. An den Seiten liegen die Zellen für die Bewohner, von denen jeder seine Sonderwand haben darf. Durch das Haus aber ziehen sich weder dogmatische noch politische Trennungswände. Als ich jung war, sollte ich das „Gelöbnis konfessioneller Treue" ablegen. Ich war dazu durchaus bereit; aber ich teilte vorher meinem Vorgesetzten mit, daß ich die Bekenntnisse nicht als buchstäblich zu erfüllendes Lehrgesetz, sondern als eine die Richtung weisende Lehrnorm auffasse. Eine solche Gewissenhaftigkeit verstand man zunächst nicht, und beinahe wäre mir der Zugang zu meiner Lebenstätigkeit ganz zugesperrt worden. Zuletzt merkte man doch, was ich wollte, und ließ mich gewähren. Wenn wir uns auf die Bekenntnisse verpflichten, so bedeutet dies, daß wir die Richtung unserer Frömmigkeit von Jesus über Luther zur Gegenwart festlegen. Unsere Bekenntnisse sind der tragende Baugrund; aber sie sollen in unserer Kirche keine Scheidewände aufrichten.

Wir wollen uns nicht grämen, wenn uns allein oder samt unseren Genossen eine starre Mauer von anderen Menschen trennt. Auch solche Wände stammen von Gott. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Die Wand zwischen uns ist weder für den einen noch für den anderen ein Vorwurf oder eine Beleidigung. Aber wenn wir die Abgeschiedenheit unserer Kammer verlassen, müssen wir in der Gemeinschaft alle Wände vergessen. Wir sehen dann gütig darüber hinweg, daß wir um die Wand unserer Nebenmenschen wissen, und wir suchen es zu vermeiden, daß sie sich an unserer Wand stoßen. Uns bedeckt dasselbe Kirchendach, und schließlich sind wir alle Gäste und Brüder in dem gleichen Hause unsers himmlischen Vaters.

Löbau i. Sa. Hermann Tögel

Die deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten bis 1933

1

Luther war Professor der Theologie und immer sind unter den Führern evangelisch-kirchlichen Lebens Professoren der Theologie gewesen. Man soll zwar nicht meinen, der Geist der theologischen Fakultäten, die Denkweise der Professoren sei sicher bestimmend für die Anschauungen der künftigen Pfarrer. Einer übermächtigen Zeitströmung können auch die Hochschulen nicht widerstehen. Breiten sich kritische Gedanken aus, oder aber im Gegensatz zu kritischer Denkweise eine neue Gläubigkeit, so gewinnen diese Strömungen Macht über die jungen Theologen, auch wenn die Professoren bei den bisherigen Anschauungen bleiben. Die dem Neuen aufgeschlossenen Studenten halten sich dann entweder an jüngere Dozenten, die nicht am Alten haften, oder sie gehen an andre Universitäten, wo die neue Theologie vertreten wird. Im Notfall wird ein tüchtiger Pfarrer oder Laie ihr Lehrmeister. So hat Klaus Harms als Pastor in Kiel die Studenten beeinflußt, ohne Dozent zu sein, und zu Anfang unsres Jahrhunderts hielten sich manche Erlanger Studenten an Geyer und Rittelmeyer im nahen Nürnberg.

Immerhin tun dergleichen nur solche, die geistig selbständiger sind; die Mehrzahl der jungen Theologen wird von ihren akademischen Lehrern geprägt, namentlich wenn unter diesen lehrbegabte Männer und starke Charaktere sind. Darum hat in neuerer Zeit, wer den Geist der Kirche bestimmen wollte, immer Einfluß auf die Besetzung der theologischen Fakultäten zu gewinnen gesucht. Da diese bei uns der staatlichen Unterrichtsverwaltung unterstehen, ist im 19. Jahrhundert die persönliche religiöse Stellung der Herrscher oft wichtig geworden; Friedrich Wilhelm IV. ebenso wie (wenigstens in ihren späteren Jahren) sein Vater Friedrich Wilhelm III. und später Wilhelm I. waren auf Seiten der kirchlich-konservativ Gesinnten. Mochte die sog. Tübinger Schule durch kritische Erforschung des Neuen Testaments der Theologie um 1850 starke Anregungen geben, an keiner preußischen Universität ward ein ihr Angehörender als Theologieprofessor angestellt. Auch der wohl bedeutendste Kirchengeschichtler, den Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte, Karl Hase, blieb in Jena, wo er ein halbes Jahrhundert hindurch lehrte; hat man ihn nicht nach Preußen berufen, insbesondere für Berlin ihm einen heute längst vergessenen Mann vorgezogen (dem dann 1888 Harnack folgte), so ist zweifellos die Abneigung Friedrich Wilhelms IV. gegen kritische Theologen dafür bestimmend gewesen.

2

Im Ganzen war dann in den 50 Jahren von etwa 1875 bis etwa 1925 das Bild der deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten so: (geschlossen oder doch überwiegend) konservativ-lutherischen Charakter hatten Erlangen, Rostock, Leipzig (wo er sich später milderte) und (innerhalb der Union) Greifswald; (einheitlich oder doch vorwiegend) kritische Theologie herrschte in Marburg, Heidelberg, Straßburg, Gießen, Jena. An den andern Fakultäten waren „positive" und „kritische" Theologen stärker gemischt. Wenn diese Gruppenbezeichnungen damals von Kirchenzeitungen oft gebraucht wurden, so wußten alle Sachkundigen, daß es hier nicht zwei Parteien gab, sondern recht viele Abstufungen und Übergänge von konservativeren zu kritischeren Anschauungen. Und manche angesehene Theologen lehnten es für sich selbst mit gutem Grunde ab, so abgestempelt zu werden. Immer wieder kamen auch neue Fragen auf, die den Gegensatz der bisherigen Schulen milderten,

neue Unterschiede, die die bisherigen überkreuzten. So wirkte z. B. um 1890 das stärkere Interesse für die sozialethischen Aufgaben von Christentum und Kirche.

Hatten staatliche Unterrichtsverwaltungen in dieser Zeit eine bestimmte Stellung zu den Unterschieden der Theologie, dann gilt von dem preußischen Kultusministerium, dem die meisten deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten unterstanden (aber auch vom bayrischen und sächsischen), daß es namentlich in der Zeit von etwa 1890 bis zum Kriege mit konservativen Männern besetzt war (Bosse, Studt, Trott zu Solz), die bereit waren, auf die Klagen kirchlich-konservativer Kreise über das Vordringen kritischer Theologie hin zu Professoren überwiegend solche Männer zu berufen, die als „positiv" galten. Namentlich als seit den neunziger Jahren die sog. religionsgeschichtliche Schule unter jüngeren theologischen Hochschullehrern sich ausbreitete, erhielten die ihr Angehörenden ordentliche Professuren zunächst fast nur außerhalb Preußens; als Troeltsch, längst ein Gelehrter von Weltruf, 1915 nach Berlin kam, ward er der philosophischen, nicht der theologischen Fakultät zugeteilt. Erst als im Verlauf des Kriegs die bisherigen politischen Oppositionsparteien stärker zur Mitarbeit herangezogen wurden, trat auch in der preußischen Kulturpolitik der konservative Zug zurück. Daß nach dem unglücklichen Kriegsende das preußische Kultusministerium zwei Monate lang von zwei Sozialisten geleitet wurde und neben dem gemäßigten Hänisch der radikale sog. Zehn-Gebote-Hoffmann stand, hat für die theologischen Fakultäten keine praktische Bedeutung gewonnen. Hoffmann, der als heftiger Kirchengegner für Trennung von Staat und Kirche war, also für Abschaffung der theologischen Fakultäten sein mußte, hat dieser Theorie keine Folge geben können und schied bald aus. Die erste Berufung eines Theologieprofessors, die in Deutschland nach der Revolution erfolgte, war die Girgensohns von Dorpat nach Greifswald, eines in seiner Gesamthaltung konservativen Mannes. Der für die Hochschulpersonalien bestimmende Mann im preußischen Kultusministerium war schon damals Carl Heinrich Becker, vorher Professor der orientalischen Sprachen in Bonn, wiederholt selbst Kultusminister; nicht nur als Islamforscher hatte er auch persönlich Interesse an der Entwicklung der Theologie.

3

Diese war seit dem Kriegsende namentlich dadurch verändert, daß die Theologie der Krisis oder dialektische Theologie starken Einfluß gewann. Sie beanspruchte, außerhalb des Gegensatzes der bisherigen Richtungen oder über ihm zu stehen, und hatte damit Recht, sofern es sich (vgl. CW 1936, 166) bei ihr zunächst um eine religiöse Bewegung handelte, um Besinnung darauf, wie wesentlich es echter christlicher Frömmigkeit ist, Gottes Erhabenheit zu ehren, Gott und Welt, Gottes Wirken und all unser menschliches Wesen und Tun scharf zu scheiden. Das veranlaßte zu rücksichtsloser Kritik nicht nur an weltlicher Kultur, Staat, Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft, sondern auch an kirchlichem Betrieb und selbstsicherer Dogmatik. Den Säulen deutschen lutherischen Staatskirchentums hat Karl Barth kaum weniger schroffe Vorwürfe gemacht als den kirchlich Liberalen und der gesamten „neuprotestantischen" Theologie.

Doch war bald unverkennbar, daß bei Barth selbst der Wille, die reformatorische Botschaft unverkürzt zur Geltung zu bringen, und seine Ehrfurcht vor der Bibel als dem Worte Gottes zu neuer Betonung der Dogmen führte, die von den Vätern aus der Bibel hergeleitet wurden, zu neuer Festigung des altorthodoxen Lehrsystems. Und einige ihm damals nahe Stehende, wie Gogarten, wurden, bewußt lutherisch gesinnt und den Geist des Liberalismus und der Kritik, den Geist des 19. Jahrhunderts schroff bekämpfend, zu Vertretern kirchlicher wie politischer Autorität.

Der oft gehörte und begreiflicher Weise namentlich jungen Theologen zusagende Satz, die überlieferten Gegensätze „positiver" und „kritischer" Theologie hätten sich überlebt, erwies sich also nur zum Teil als richtig. Er trifft zu, wo in praktischer Arbeit an der Gemeinde oder im gemeinsamen Kampf gegen Feinde des Christentums die Vertreter verschiedener theologischer Anschauungen sich zusammenfinden, auch dort, wo man die innersten Motive der Denkweise des Andern besser verstehen lernt, sie achtet und die bleibenden Unterschiede als eine Sache irgendwie zweiten Ranges ansehen kann. Aber erstens können historisch-kritische Fragen, die zeitweise von Vielen zurückgestellt werden, wie die Frage: ist Jesus leiblich auferstanden oder nicht? doch wieder hervorbrechen und verschiedene Antwort kann dann aufs Neue trennend wirken. Die Antwort, die Barth auf die eben genannte Frage gibt, daß er nämlich die Auferstehung Jesu als wirklich ansieht, sie aber nicht in die Geschichte einordnen will, scheint zunächst jenseits des überlieferten Gegensatzes zu liegen; für die Vielen aber, die sich auf die Dauer mit ihr nicht zufrieden geben können, gilt eben nicht, daß die überlieferten Gegensätze erledigt seien. Und wie einerseits Viele von den Schülern der dialektischen Theologie sich tatsächlich zu erneuter Orthodoxie hinwandten, so hat auch die andre in der ersten Nachkriegszeit starke neue Bewegung in der deutschen evangelischen Theologie, die (nicht nur, aber besonders) von Holl und seinen Schülern geförderte abermalige Hinwendung zu Luther, zwar Angehörige der verschiedenen früheren Schulen ergriffen, aber die Bedeutung der früheren Gegensätze keineswegs beseitigt. Wille zur Autorität, Ablehnung des neuzeitlichen Liberalismus ist auch für diese Theologen bezeichnend; aber daß mit solcher Denkweise eine scharfe Kritik am überlieferten Dogma verbunden bleiben kann, sieht man an Hirsch (vgl. Sp. 413 f.). Konnte es so scheinen, als würden unter der Losung „jung-reformatorisch" sich Theologie der Krisis und Lutherrenaissance zusammenfinden, so erwies sich das 1933 schnell als bloßer Schein.

4

Der politische Umschwung, die nationalsozialistische Bewegung haben starke Wirkungen nicht nur auf die Kirche, sondern auch auf die Theologie gehabt. Dabei ist gar nicht an Übereilungen Einzelner zu denken, die, über das Wesen des Christentums und über die eigentliche Aufgabe von Predigt und Religionsunterricht nicht klar, und vielleicht ohnehin schwärmerisch veranlagt, die Grenzen christlicher Verkündigung einerseits, politischer Rede oder rassentheoretischen Vortrags andrerseits verwischten. Das ist zu allen Zeiten vorgekommen, daß, wenn wirtschaftliche Fragen, neue wissenschaftliche Erkenntnisse oder politische Kämpfe die Herzen ganz erfüllten, einige Prediger und Religionslehrer dergleichen in un-

geeigneter Weise in Predigt oder Unterricht einfließen ließen. Die wissenschaftlich-theologische Arbeit hat mit solchen Übereilungen Einzelner nichts zu tun, hilft vielmehr, sie zu überwinden. Aber wenn nach einem Jahrhundert liberaler und z. T. demokratischer Staatsform in Deutschland und in einigen anderen Ländern neue Herrschaft der Autorität auf politischem Gebiet einsetzt, wenn dieser Staat seine Macht auch auf vielen solchen Gebieten zur Geltung bringt, die bisher als private Sphäre galten, und wenn er sehr viel stärker als der bisherige Staat das Wesen unsres Volkes zum Ausdruck bringen will, Nationalstaat sein will, die naturhaften Grundlagen völkischen Lebens betont, Blut, Boden, Rasse, so liegen darin eine Menge Anregungen, Aufgaben, Probleme für die Theologen, die immer aufs Neue die Wahrheit des Christentums reiner erfassen sollen und der Kirche helfen sollen, unsern Glauben recht und für die Gegenwart wirksam zu vertreten. Fragen politischer Ethik, Probleme sozialer Fürsorge und persönlicher Verantwortlichkeit, des Rechtes unsrer überlieferten Einehe und des Verhältnisses der Weißen zu den farbigen Rassen sind von Theologen verschiedener Völker schon seit Jahrzehnten erörtert worden, einfach, weil der Sozialismus, Nietzsche, Weltverkehr und Weltkrieg dazu nötigten. Jetzt gab der Nationalsozialismus diesen und verwandten Fragen neue Gestalt und vermehrtes Gewicht. Die vielen evangelischen Theologen in Deutschland nun, die sich der nationalsozialistischen Bewegung anschlossen und um positive Verbindung von deren Hauptmotiven mit den Gedanken evangelischen Christentums bemüht waren, standen vor der Frage, wie sie, ihr Neues vertretend, Stellung zu nehmen haben würden innerhalb der durch überlieferte Probleme und überlieferte Gegensätze gestalteten theologischen Arbeit.

Wie aber der Nationalsozialismus eine politische Bewegung ist, so drängten sich hier zeitlich vor und leider z. T. auch sachlich vor die theologische Besinnung die kirchenpolitischen Kämpfe. Als Deutsche Christen eroberten die evangelischen Nationalsozialisten seit 1932 rasch immer mehr Macht in Gemeinden und auf Synoden; ihre Reichstagung Anfang April 1933 stellte weitgehende Forderungen auf; Schaffung einer einheitlichen evangelischen Reichskirche war das Ziel. Fezer und andre Theologen bemühten sich, den Leitsätzen der Deutschen Christen mehr theologische Klarheit und Besonnenheit zu geben. Daneben sind damals allerlei Versuche gemacht worden, einen Bund zwischen Nationalsozialismus und dialektischer Theologie zu stiften, Versuche, von denen einige wohlgemeint-unklar, andre mehr nur taktisch waren und klug sein — wollten, von denen vielleicht später mehr zu sagen sein wird. Tatsächlich trat aber der anerkannte Führer der dialektischen Theologie, Karl Barth, bald in scharfen Gegensatz zu den Deutschen Christen; auch die Jungreformatorischen, die in manchen kirchlichen Reformvorschlägen mit den DChr übereinstimmten, wurden, die Geltung der kirchlichen Bekenntnisschriften betonend, bald in Gegensatz zu den DChr gedrängt. Will man eine Theologenschule nennen, die damals bei den DChr die Führung zu gewinnen schien, so waren es die Vertreter der Lutherrenaissance, insbesondre Hirsch und andre Schüler Holls; von den bekannteren dialektischen Theologen schloß sich Gogarten an, eben damit von Barth sich endgültig trennend. Aber wieder zeigte sich die Schwierigkeit, daß die DChr in erster Linie eine kirchenpolitische Bewegung sind; aus dem eben genannten Kreis von Theologen, der 1933 die Monatsschrift „Deutsche Theologie" schuf, haben sich Viele, mit kirchenpolitischen Taten der DChr, besonders des Reichsbischofs und seiner Mitarbeiter, nicht einverstanden, von ihnen losgesagt. Es fehlt den DChr dennoch nicht an theologischen Hochschullehrern; auf ihren theologischen Kursen haben Erich Seeberg, Wobbermin, Odenwald und Andre sich um Herausarbeitung einer deutsch-christlichen Theologie bemüht, noch abgesehen davon, daß die Thüringer DChr, seit Herbst 1933 eigne Wege gehend, für ihre, von der in Thüringen überlieferten kritischen Theologie beeinflußten Gedanken auch anderwärts werben. Aber eine einheitliche mächtige Strömung ist die Theologie der DChr nicht geworden.

Welchen Einfluß sie auf die studierende Jugend gewinnt, wie die jungen Theologen, meist schon stark in die kirchlichen Kämpfe der letzten Jahre hineingezogen, sich zu den Gegensätzen in der deutschen evangelischen Kirche und Theologie stellen, hängt nach dem zum Eingang Gesagten nur sehr teilweise von der Zusammensetzung der Fakultäten, von der Besetzung der theologischen Lehrstühle ab. Die Bekennende Kirche hat gerade unter Vikaren, Kandidaten, Studenten viel begeisterte Anhänger und hat sie zum großen Teil durch oder bei Veranstaltungen gewonnen, die außerhalb des akademischen Lehrbetriebes liegen. Immerhin hat natürlich die Besetzung der Fakultäten hier ihre Bedeutung, und wie an den deutschen Hochschulen überhaupt in den letzten Jahren, z. T. im Zusammenhang mit Herabsetzung der Altersgrenze, sich starker Personenwechsel vollzog, so auch an den meisten evangelisch-theologischen Fakultäten. Von den Veränderungen, die hier eintraten, und der Bedeutung, die sie haben oder voraussichtlich gewinnen werden, soll ein zweiter Aufsatz handeln. M

Deutsch-evangelisch in Galizien

Verehrter, lieber Herr D. Zöckler!

In diesen Tagen werden es 40 Jahre, seit Sie in Stanislau ein altes Wirtshaus kauften und darin mit 12 Waisenkindern das Werk begannen, das dann Ihre Lebensarbeit geworden ist. Das war gar nicht das Anliegen, welches Sie nach Galizien getrieben hatte; als Judenmissionar zogen Sie hin — und wurden zum Vater der vereinsamten Evangelischen im slawischen und katholischen Umland, zum Vermittler deutscher Kultur an die deutschen Kolonisten, zum Erhalter einer heranwachsenden Generation, die ihrem Glauben und ihrem Volkstum verloren zu gehen drohte. Oft hat es Ihnen seit Ihrem Anfang scheinen mögen, als ob auch Sie auf verlorenem Posten stünden — räumlich weit getrennt von der Heimat und der Heimatkirche, in stetem Kampf mit zahllosen Widerständen, ohne rechten Rückhalt, mißtrauisch betrachtet, wo nicht gar angefeindet von staatlicher und andersgläubiger Seite. Aber Sie haben erleben dürfen, wie immer zur rechten Zeit die Hilfe gekommen ist, wie Sie treue Mitarbeiter fanden, wie der Beistand des Herrn von Kaufmann Ihr Werk an entscheidender Stelle vorwärtstrieb — und nicht zuletzt, wie die von Ihnen betreuten deutschen

Evangelischen aufwachten, zu Ihnen standen und Ihnen bewiesen, daß Ihre Arbeit nicht vergeblich war.

Sie hätten nicht die Energie, nicht die Tapferkeit aufgebracht, ohne die Sie Ihre Aufgabe nicht lösen konnten, hätten Sie nicht immer sich unter Gottes Schutz und in Gottes Führung gewußt. Wie manchesmal schien alles auf dem Spiel zu stehen! Wie hat Ihr Gehörleiden Ihnen Situationen erschwert, durch die ein ganz Gesunder sich kaum hindurchgekämpft hätte! Wie hoffnungslos sah die Zukunft aus, als Sie am Ende des ersten Kriegsmonats aus Stanislau fliehen mußten und jenen denkwürdigen Zug an der Spitze Ihrer großen Kinderschar durch das vom Einbruch der Russen bedrohte Land machen mußten![1]

20 Jahre sind es her, daß Sie mit den Anstalten zum zweitenmal zur Flucht genötigt waren. Ganze Gemeinden der deutschen Kolonisten waren zerstört, die Einwohner zerstreut, ein Teil der Anstalt war in Oberösterreich untergebracht, ein anderer Teil der Verwundetenpflege zur Verfügung gestellt. Und als die Kriegsnot zu Ende ging, galt es, Ihre Anstalten und das ganze evangelische Kirchenwesen des einstigen Galizien dem neugegründeten polnischen Staate einzugliedern. Da haben Sie immer aufs Neue erleben dürfen, daß Ihr tiefes und unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Hilfe nicht vergeblich war. Das konnte so sein, weil Sie nie das Ihre gesucht haben, und Sie werden es deshalb nicht einmal gern hören, wenn von Ihnen und Ihrer im wahrsten Sinne des Wortes merkwürdigen Leistung geredet wird. Aber daß Ihre Anstaltsgemeinde jetzt 530 Seelen zählt, daß durch Sie das evangelische Schulwesen in Volksschule und höherer Schule geordnet wurde, daß Sie zum anerkannten Führer der evangelischen Kirche beider Bekenntnisse geworden sind, und daß schließlich noch die evangelische Bewegung im ukrainischen Volke eng mit Ihnen verbunden ist — und dies trotz unendlichen Schwierigkeiten, das ist schon ein Wunder vor unseren Augen, und wir wollten, es wäre noch eine größere Zahl von Freunden, die Ihr Werk auf dem Herzen trägt und dankbar und fürbittend Ihrer gedenkt, wenn Sie mit Ihren Anstalten das 40. Jahresfest begehen. Zumal die Lage der Anstalten heute recht schwer ist! Können Sie doch aus den eigenen Kräften der evangelischen Gemeinden in Kleinpolen nicht erhalten werden — und was Freunde aus Deutschland und der Schweiz, aus dem übrigen Polen und aus Amerika beitragen, ist unter den heutigen verworrenen Geldverhältnissen immer weniger geworden. Damit liegt wieder ein großer Stein auf Ihrem Wege. Aber wir hoffen mit Ihnen, daß es gelingt, auch ihn wegzuräumen.

Sie werden gewiß viele dankbare Zeugnisse dafür erhalten, daß Sie nicht vergessen werden von denen, die Ihre Wirksamkeit an sich selbst erfahren durften, wie von solchen, die aus der Ferne sich getrieben fühlen, Ihre Pionierarbeit an ausgesetzter Stelle zu stützen. Wir möchten in diesem Kreise nicht fehlen und denken mit Verehrung des Mannes, der sich und das Seine ganz in den Dienst seiner gottgegebenen Aufgabe stellt! Ihrem Werk gesegneten Fortgang, Ihnen selbst Kraft und innere Freudigkeit noch für viele Jahre wünscht

Seewis, Schweiz Ihr Gottfried Rade

[1] In alten Jahrgängen der CW hat Gottfried Rade darüber berichtet. 1914, 713 ff., 1915, 133 ff. DH

Irrlehre

Der CW ging folgender Brief zu: Berlin, 17. 8. 36

Sehr geehrter Herr Herausgeber!

Als langjähriger Leser der CW erlaube ich mir eine Bitte, oder eine Anregung.

Wir Laien finden uns in dem kirchlichen Streit nicht zurecht. Da ist zuerst das Wort „Irrlehre". Zu unserer Zeit, in Konfirmandenunterricht und Predigt, kam es nicht vor. Nun wird es heute gebraucht wie selbstverständlich.

Könnte die CW nicht ein Preisausschreiben ergehen lassen um Beantwortung der Fragen:

1. Was verstehen die Kirchenausschüsse, was versteht die BK unter Irrlehre?
2. Welche Irrlehre geben sie den DC schuld?
3. Welchen Sinn kann dies Wort haben innerhalb der evangelischen Kirche, wo wir wissen, daß wir allzumal irren, und gewohnt sind, gegenseitig unsere voneinander abweichenden Überzeugungen zu ertragen?

Die drei besten oder charakteristischsten Antworten sollte die CW veröffentlichen, und zu dem Ganzen des Erfolgs könnte die Redaktion ein verständigendes Schlußwort sagen.

Vielen geschähe damit ein Dienst.

Existiert übrigens das Irrlehregesetz noch?

Hans Carossa sagt einmal: „Wer siebzig Jahre geworden ist, hütet sich, irgendeinen Weg eines Menschen Irrweg zu nennen."

Auf meinen Namen kommt nichts an. Ein Suchender.

Sehr geehrter Herr!

Pfarrern, die leidenschaftlich für Geltung der überlieferten Kirchenlehre stritten, sind Sie in Ihrem Leben selten begegnet. Sonst würden Sie von ihnen das Wort Irrlehre schon früher nicht selten gehört haben. Bisweilen wurde auch der Spieß umgekehrt und solchen Männern vorgeworfen, sie selbst lehrten nicht richtig. Haben Sie vielleicht seinerzeit die Schrift von Bonus „Wider die Irrlehre des Oberkirchenrats" gelesen? Sie stammt aus den Kämpfen um Jatho und Traub kurz vor dem Weltkrieg. Nebenher: das damals in Altpreußen geschaffene Irrlehregesetz ist formell nie aufgehoben worden. Vielleicht hat ja Hossenfelder, als er neulich ein Irrlehreverfahren gegen sich beantragte, hieran gedacht. Und gleichviel wie es einst angewendet wurde, die Absicht war doch nicht nur die, „Irrlehre" zu bekämpfen, sondern zugleich, die Entscheidung in Lehrstreitigkeiten einem zu diesem Zweck berufenen besonderen Spruchkollegium zu übertragen und Pfarrer, die infolge ehrlicher Überzeugung zur kirchlichen Tradition in Gegensatz treten, nicht mehr disziplinarisch zu bestrafen wie einen, der silberne Löffel gestohlen hat. Diese Unterscheidung war ein Fortschritt. Wenn doch alle, die heute gegen „Irrlehre" streiten, sich klarmachen wollten, daß, wenn einer seine Überzeugung bekennt, das vom evangelischen Standpunkt aus nie als moralisches Vergehen oder juristisch als Dienstvergehen beurteilt werden kann! Und wenn doch Ihr Brief hülfe, daß der Sinn des vielgebrauchten Wortes Irrlehre klarer würde und es besonnener gebraucht würde! Denn darin haben Sie recht: man hört es heute im evangelischen Deutschland viel öfter als seit 150 Jahren.

Die sachliche Schwierigkeit, um die es uns beiden geht, ist angedeutet in Ihrem Satz, daß wir „gewohnt sind, unsre voneinander abweichenden Überzeugungen zu vertragen". Das hat immer seine Grenzen gehabt, in Staat wie Kirche. Wo Grundsätze der Lebensführung verkündet werden, die den christlichen entgegengesetzt sind, gibt es auch für Sie nur Kampf. Wo religiöse Gedanken vertreten werden, die mit dem Evangelium unvereinbar sind, empfinden Sie wie ich kirchliche Gemeinschaft als unmöglich. So meinen heute viele Evangelische gegen Irrlehre streiten zu müssen. Theologen und sonstige Kirchenleute haben dabei freilich viel zu oft ihre dogmatischen Theorien mit dem Evangelium gleichgesetzt, Vertreter einer anderen Theologie schlankweg als Ungläubige oder Irrlehrer beschimpft, Abgründe aufgerissen, wo sie sich hätten christlich vertragen sollen. Insbesondere war es nicht klug und nicht recht, den Kampf gegen Gewaltsamkeit und Unrecht, die in den letzten Jahren in unserer Kirche verübt worden sind, als Kampf gegen Irrlehre hinzustellen, wodurch oft statt ernsten Willens zu christlichem Leben vielmehr dogmatischer Fanatismus und Unfehlbarkeitsdünkel geweckt wurden. Das ist in der CW oft gesagt worden. Und gegenüber der Art, wie heute immer häufiger von Irrlehren geredet wird, als wäre die Fassung des christlichen Gedankenschatzes, die man selbst hat, unfehlbar und heilsnotwendig, ist Ihre Frage sehr nötig. Nun wollen wir abwarten, welchen Erfolg sie hat. Ich hoffe auf gute Antworten. Ihr

Markkleeberg, 31. 8. M

Die Brüdergemeine

Corpus Confessionum. Die Bekenntnisse der Christenheit, herausgegeben von Cajus Fabricius. 10. Abteilung. Bd. I (10 Lieferungen) Berlin und Leipzig. Walter de Gruyter. 1936. Subskriptionspreis: Lieferung 7 M.

Über das Fortschreiten des 1928 von Fabricius begonnenen großen Unternehmens habe ich zuletzt vor bereits mehr als fünf Jahren hier berichtet (1931, Sp. 570 ff.). Als erster vollständiger Band war damals der erste Teil der 20. von den 24 Abteilungen des Gesamtwerks erschienen, der die Urkunden des bischöflichen Methodismus enthält. Nun erst liegt ein zweiter Band abgeschlossen vor, der erste Teil der die deutschen Heiligungsbestrebungen betreffenden 10. Abteilung des Werkes. Sein Umfang beträgt insgesamt 819 Seiten in Lexikon-Oktav-Format. Die Gründe der vor fünf Jahren noch nicht absehbaren Verzögerung seiner Veröffentlichung hat Fabricius im Eingang seines Vorworts dargelegt. Zu ihnen gehört der Umstand, daß inzwischen auch schon der Druck der 6. und der 17. Abteilung begonnen hat und entsprechend fortgeschritten ist. In dieser (bisher 8 Lieferungen) werden das Allgemeine Gebetbuch, die Konstitutionen und die Kanones der Kirche von England, in jener (bisher 3 Lieferungen) die Urkunden der altkatholischen Kirche und der dieser nahestehenden außerdeutschen Kirchen dargeboten.

Wie den Band über den bischöflichen Methodismus, so hat auch den neuen ganz nur der Herrnhuter Brüdergemeine geltenden Band wieder Fabricius, wenn auch nicht ohne mehrfache Beihilfe einiger seiner Mitarbeiter, verfaßt. Die gründliche und viele Zeit beanspruchende Hauptarbeit hat er selbst geleistet. Den von ihm mitgeteilten Texten hat er eine eingehende, umsichtige und lehrreiche Einleitung vorangeschickt, der dann ein überaus reichhaltiges, wohl nahezu vollständiges Literaturverzeichnis folgt. Von den beiden am Schluß des Bandes stehenden Registern enthält das Dichterverzeichnis zugleich kurze biographische Angaben über die 145 bekannten Verfasser der in die Gesangbücher der Brüdergemeine aufgenommenen Lieder.

In seiner Einleitung hat Fabricius die grundlegenden Verdienste Zinzendorfs um die Neugründung der Brüdergemeine und dessen Einfluß, der die Gemeine mit dem Geist seiner Heilandsfrömmigkeit durchdrang, zutreffend gewürdigt. Er hebt hervor, in den offiziellen Urkunden der Herrnhuter komme freilich der Zusammenhang mit der Person Zinzendorfs nicht so deutlich zum Vorschein, wie es dem Wesen der Sache entspricht. Diese Zurückhaltung führt er auf die „Wunderlichkeiten und Anstößigkeiten" des Grafen zurück, „die nicht nur von kritischen Zeitgenossen einem harten Gericht unterworfen wurden, sondern auch bei den eignen Anhängern Bedenken erregten". So aber gewinne man aus jenen Urkunden „zum Teil den Eindruck, als ob die Anknüpfung an die vorreformatorische Bewegung der Böhmischen Brüder wichtiger wäre als die Lebensarbeit Zinzendorfs. In Wirklichkeit kann man aber die Brüdergemeine in allen wesentlichen Zügen voll verstehen, wenn man die Bedeutung der Böhmischen Brüder zurückstellt und die Gestalt des Grafen in das ihr gebührende Licht rückt."

Und doch hat Fabricius nur fünf von Zinzendorf selbst herrührende wichtige und maßgebliche Auslassungen als ältere Dokumente der Brüdergemeine bloß anhangsweise als „historische Beilagen" wiedergegeben (S. 681—721). Dagegen gehören die Urkunden, die den eigentlichen Bestand des vorliegenden Bandes bilden, ganz überwiegend erst dem 20. Jahrhundert an, wenn auch nicht weniges, was sie enthalten, von weit früherer Herkunft ist. Dieses Bevorzugen der neueren offiziellen Kundgebungen entspricht aber durchaus dem allgemeinen Grundsatz, im Corpus Confessionum vor allem ein authentisches Bild von den gegenwärtigen Verhältnissen der verschiedenen christlichen Kirchen und Gemeindegebilde darzubieten.

Inhaltlich erhält man schon aus den in Prosa abgefaßten Stücken des vorliegenden Bandes ausgiebige Auskunft über die in der Brüdergemeine gepflegten religiösen und moralischen, ferner über die gemeindlichen und missionarischen, ja sogar missions-wirtschaftlichen Interessen. Einerseits nun wiederholen sich in den von den verschiedenen Synoden herstammenden Erklärungen und Beschlüssen oft dieselben Dinge. Andererseits enthalten diese Beschlüsse auch manche bloß die zeitweilige Verwaltung betreffende Details, wie z. B. über das Missionsgeldwesen. So hätte durch das Weglassen solcher Stücke das schon höchst umfangreiche Buch nur zu seinem Vorteil entlastet werden können. Auch hätte es, wie mir scheint, durchaus genügt, wenn die im ganzen 328 Seiten füllende Sammlung der 523 deutschen, 150 englischen, 103 französischen, 37 ladinischen und 34 dänischen Lieder erheblich kürzer ausgefallen wäre.

Allerdings macht Fabricius mit Recht geltend, die Lieder seien „in ihrer Gesamtheit das eigentliche Glaubensbekenntnis der Herrnhuter". Bei ihrer großen Anzahl aber war es an sich unmöglich, „sämtliche Lieder darzubieten, die jemals in der Gemeinde gedichtet und gesungen worden sind". Hat doch allein Zinzendorf etwa 2000 Lieder geschaffen, von denen freilich im heutigen Brüdergesangbuch nur etwa ein Zehntel steht. War es also unumgänglich, aus den Liedern eine Auswahl zu treffen, so meint Fabricius deren „objektiv gegebene Grenze" inne gehalten zu haben, indem er sich „auf die herrnhutischen Originaldichtungen beschränkte, die in den wichtigsten bis heute gangbaren Gesangbüchern zu finden sind". Doch gerade auch diese Originaldichtungen sind voll von Wiederholungen derselben Motive und Vorstellungsgebilde der Zinzendorfschen Heilandsfrömmigkeit. Daher hätte eine weit knappere Auswahl unter ihnen immerhin völlig ausgereicht.

Was endlich die fernere Gestaltung des Corpus Confessionum betrifft, so darf wohl an dessen ursprünglichen Plan erinnert werden. Auf der Rückseite des äußern Titelblatts seiner ersten Lieferung war 1928 zu lesen, es seien etwa 20 Bände in Aussicht genommen, die im Laufe von 10 Jahren erscheinen sollten, und das Werk selbst solle in jedem Jahre um mehr als 600 Seiten wachsen. Seitdem sind acht Jahre verstrichen, das Tempo der Drucklegung aber ist auf etwa die Hälfte herabgesetzt worden. Dazu nötigte die Ungunst, unter der der wissenschaftliche Buchhandel inzwischen mehr und mehr zu leiden gehabt hat. Würden jedoch auch fernerhin die insgesamt wiederzugebenden Stoffe nicht erheblich strenger als bisher gesichtet, so dürften jene 20 Bände schwerlich ausreichen, das Ganze zu fassen. Bis wann aber würde dann die Vollendung des Riesenwerks zu erwarten sein? Und es wäre doch sehr zu bedauern, wenn dieses etwa dem Schicksal entgegengehen sollte, aus Überfülle an nicht wenigen sehr wohl entbehrlichen Einzeldarbietungen schließlich nicht den ihm als einem Ganzen zugedachten Abschluß zu erreichen.

Bonn Otto Ritschl

Arnheimer Theologen-Konferenz

Aus den Weltkongressen für freies Christentum und religiösen Fortschritt, die seit 1900 abgehalten worden sind und von denen der Berliner Kongreß von 1910 die kritische Theologie auf ihrem Gipfelpunkte sah, ist 1930 der Weltbund für freies Christentum und religiöse Freiheit erwachsen, mit einem Sekretariat in Utrecht, der die in Frage kommenden Gruppen und Kirchen sammeln, ein organisatorisches und geistiges Zentrum für den freien Weltprotestantismus werden will. Der Kopenhagener Kongreß von 1934 hatte die eigentümliche Unsicherheit, in die auch der religiöse Liberalismus durch die geistigen und politischen Wandlungen der jüngsten Zeit geraten ist, deutlich erkennen lassen. So war die Notwendigkeit einer Neuorientierung erkannt worden, deren Art und Ziel auf einer Theologenkonferenz, die für die letzte Juliwoche nach Arnheim einberufen war, festgestellt werden sollte. Das Sekretariat, an dem drei junge Theologen tätig sind, hatte durch Fragebogen die Konferenz vorbereitet, Referate leiteten die Aussprache über die einzelnen Themen ein, eine Kundgebung faßte schließlich das Ergebnis zusammen. Der Weltbund hat zum Präsidenten Rev. Hall, Sheffield, zum Vizepräsidenten Prof. Dr. van Holk, Leiden; dem Ausschuß gehören für Deutschland Pfr. D. Schubring, Berlin, für Frankreich Prof. Dr. Barbier, Straßburg, an.

Das Leitmotiv der Debatte gab der Vorsitzende, indem er in der Eröffnungsansprache betonte, daß wir eine neue Fassung unseres Glaubens, eine Erneuerung des Gefühls der Ehrfurcht Gott gegenüber brauchen, aber auch den Anspruch der Vernunft verteidigen müssen. Nach einem geschichtlichen Rückblick auf die Ziele und Erfolge des freien Christentums in England (Rev. McLachlan) und in Deutschland (D. Schubring) hielt Dr. Faber den ersten wegweisenden Vortrag: Freies Christentum: Wofür kämpft es heute? Er stellte fest, daß die Welt sich seit der Zeit der großen Führer des freien Christentums nicht nur materiell, sondern auch geistig gewandelt hat, daß somit eine tiefgehende Erneuerung auch des Inhalts erforderlich ist, wenn wir unserer Zeit eine Botschaft bringen wollen, die Gehör findet. Dabei ergibt sich eine Schwierigkeit für die Formulierung dieser Botschaft, da fast überall zwei Strömungen uns entgegentreten, von denen die eine das religiös-kirchliche Moment mehr betont, die andere das humanistisch-kulturelle. Beiden erscheint es ungenügend, nur für reli-

giöse Freiheit kämpfen zu wollen. Das negativ-kritische, das darin liegt, man kann auch sagen das formale, muß durch ein positives überhöht werden. Wir brauchen einen konstruktiven Liberalismus, der sich nicht nur als Arbeits-, sondern als Glaubensgemeinschaft fühlt. Seine beiden Flügel — die es auch anderswo gibt — müssen zusammengehalten werden durch eine gemeinsame Idee, die das freie Christentum zu einer dynamischen Bewegung macht. Es ist dies die Idee der evangelischen Humanität mit den beiden eine dialektische Spannung schaffenden Polen des Evangeliums und der Humanität. Bei Besinnung auf das Evangelium gelangen wir zu einem neuen Bibelverständnis, zu einer neuen Würdigung des geschichtlichen Christentums und einer Mitarbeit an der ökumenischen Bewegung in kritischer Liebe. Bei Besinnung auf die Humanität gelangen wir zum Eintreten für zwei gefährdete Kulturideale, das der Volksherrschaft und das einer internationalen Rechtsordnung, die eine Lösung des Friedensproblems darstellt. Die Einheit unserer Bewegung liegt im übrigen nicht in einem formulierten Programm, sondern in einer mystischen Lebenserfahrung. Das Wesen des freien Christentums ist Christusmystik (Albert Schweitzer) oder Mystik der Liebe.

Der zweite Tag war den wirtschaftlichen Fragen gewidmet. Die Zeit des wirtschaftlichen Liberalismus ist vorüber. Das wies Dr. Dexter, der Vorsitzende des sozialen Instituts der Unitarier, für Amerika nach, wo Krieg und Krisis die Demokratie in Frage gestellt und zur Stärkung der Staatsmacht geführt haben, die von einer organischen Staatstheorie wissenschaftlich unterbaut wird. Der religiöse Sozialist Dr. Mennicke, Amersfoort, gab eine meisterhafte Analyse der wirtschaftlichen Weltentwicklung und der aus ihr sich ergebenden gesellschaftlich-politischen Hauptströmungen. Die mächtigste darunter, weil durch reale Faktoren getragen, sei die faszistische, ihr Gegenpol der Kommunismus, während der demokratische Sozialismus sich wesentlich auf kulturelle, religiös-humanistische Kräfte stütze. Für diesen müsse sich der freie Protestantismus einsetzen, wenn auch auf seinen Sieg keineswegs zu rechnen sei. Dr. Noordhoff (wie Faber einer der Sekretäre des Bundes) zog das Fazit in seinem Referat über die soziologische Basis des freien Christentums und seine soziologischen Ideale. An Bildtafeln, die das statistische Material des Sekretariats faßlich erläuterten, wies er nach, daß die meisten freien Kirchen im Mittelstand wurzeln. Ausnahmen bilden die tschechoslowakische Kirche, die viele Arbeiter, die unitarische in Siebenbürgen, die viele Bauern, und die freigerichteten Kirchen Hollands, die auch ziemlich viel Bauern und Arbeiter zählen. Die Krisis des Mittelstands wirkt auch in den Kirchen nach. Die Sozialethik des freien Christentums muß vom Evangelium ausgehen, in dem das eschatologische und das humanistische Moment in Spannung sich einen. Jenes bewahrt uns vor einer Überschätzung der Welt, während dieses uns zur Arbeit an Welt und Kultur aufruft. Noordhoff gelangt zur Definition: Freies Christentum ist eine von Humanismus und Vernunft beeinflußte Art des Christentums. Wie Faber, so zeigt auch Noordhoff, daß die Jungen der Bewegung eine Auseinandersetzung mit der Eschatologie anstreben, wobei sie mit dem Schüler Werners, Dr. Buri (Bern), die Schweitzer-Wernersche Überwindung der Eschatologie durch Intensivierung der Ethik ablehnen und sich der Barthischen Auffassung annähern, ohne klare Grenzlinien zu ziehen. Hier bleibt ein wichtiges Problem ungelöst.

Im Mittelpunkt des dritten Tages stand das Thema der ökumenischen Konferenz von 1937, Kirche, Volk und Staat. Die besonderen Verhältnisse in Osteuropa, wo sich Staat und Volkstum weithin nicht decken und das Problem der national-religiösen Minderheiten sich stellt, behandelte der Vortrag von Prof. Kovar, Prag. Die Kirche muß Staat und Volk bejahen, darf sich aber mit ihnen nicht identifizieren, muß vielmehr beiden zum Bewußtsein bringen, daß über Staat und Volk ein lebendiger Gott steht. Grundsätzlich behandelte das Thema der dritte Sekretär des Weltbunds, Dr. Bleeker. Kirche und Staat haben eine verschiedene Natur und gehorchen verschiedenen Gesetzen. So ist ein Konflikt immer möglich, zumal wenn der Staat totalitär und autoritär wird, um der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme Herr zu werden. Die Kirche, „göttlich nach ihrem Ursprung, menschlich nach ihrer Organisation", fordert die Freiheit, das Evangelium im weltlichen Staat zu verkündigen und die naturalistischen Tendenzen zu bekämpfen. Auch muß Bindung des Staates an eine Rechtsordnung verlangt werden. In der Diskussion wurde betont, daß auch der Staat als Schöpfungsordnung einen überweltlichen Hintergrund hat und die Kirche dämonischen Versuchungen nicht weniger ausgesetzt ist als der Staat. Das gibt dem Konflikt seine unheimliche Schwere. Auch hier ein ungelöstes, rationell unlösbares Problem!

Der vierte Tag galt der Lage und Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie in der Gegenwart. Rev. Fenn (Amerika) ist überzeugt, daß die freie Theologie die Transzendenz Gottes stärker betonen muß gegenüber seiner uns zum Kampf für die Gerechtigkeit anspornenden Immanenz und Wert legen muß auf eine Vertiefung des gottesdienstlichen Lebens. Prof. Wautier d'Aygalliers (Paris) umriß die Aufgaben freier Theologie einer akademischen Jugend gegenüber, die nach Autorität verlangt und sich abwendet von Historie und Psychologie. Er ist nicht gewillt, den Standpunkt der Erfahrungstheologie zu verlassen und betont die Wichtigkeit der ethischen und sozialen Fragen. Die Erneuerung der freien Theologie wird in eine gesunde Mystik ausmünden, während die ältere zu sehr der Vernunft vertraut hatte. In der Aussprache bezeichnete Prof. van Holk als Grundübel das mangelhafte Interesse der jungen Theologen für ernsthaftes Studium. Der freie Protestantismus muß seine Dogmatik neu schaffen, das Gottesproblem in den Mittelpunkt stellen und als spiritualistische Form des Christentums die Lehre vom Heiligen Geist ausbauen, mit der die Probleme der Erfahrung und Offenbarung eng verknüpft sind. Von der Immanenz des Glaubens an Gott aus müssen wir uns durcharbeiten zur Transzendenz. Aus dem Glauben an die Offenbarung in der Seele des Menschen, der von Gott wegstrebt und wieder zu ihm hinstrebt unter Führung des Heiligen Geistes, ist eine Erneuerung der freien Theologie zu gestalten. Wir erblicken hierin wegweisende Richtlinien und einen wertvollen sachlichen Ertrag der Konferenzarbeit.

Über Gemeinschaftsleben und Feier, das kultische Problem des freien Christentums sprach in eindrucksvoller Weise mit viel Humor Pfr. Göhling (Brandenburg), während Prof. van Holk an schematischen Tafeln eine vergleichende Liturgik der verschiedenen Kirchen anschaulich zu machen verstand, die auch die Verfassungsformen mit einbezog.

Am letzten Tage wurden abschließend behandelt die religiösen Grundlagen des freien Christentums. Als solche wurde von den beiden Rednern, Prof. Varga (Siebenbürgen) und Pfr. D. Neander (Schweden) das Evangelium Jesu bezeichnet und die Bedeutung des Rationalismus wie des Individualismus stark eingeschränkt. Das freie Christentum ist wertevewirklichende Geistreligion, seine Wurzel das irrationale religiöse Gefühl, seine Quelle der unerschöpfliche Reichtum des Erlebnisses Jesu. Dieses treibt uns zur Gemeinschaft und fordert Verwirklichung der sittlichen Ideale in Welt und Leben. Auch hier die Forderung der Stunde: Vertiefung und Verinnerlichung in und mit der Gemeinschaft.

Andachten eröffneten die Tagesarbeit, ein Gottesdienst in der freisinnig-reformierten Kirche mit französischer (Pfr. Schorer, Genf) und englischer (Rev. Rowe, London) Schriftlesung und deutscher Predigt (Pfr. Gut, St. Gallen) schloß die Konferenz ab, die, wie wir glauben, gute Vorarbeit für den im August 1937 geplanten Kongreß in Oxford geleistet hat.

Wir Teilnehmer aus dem Ausland können nur mit warmem Dank an die holländische Gastfreundschaft, an das immer herzlicher sich gestaltende Gemeinschaftsleben im Oolgaardthaus, dem schönen Heim der freiprotestantischen Jugend Hollands am Ufer des Rheins, und die mancherlei Veranstaltungen zurückdenken, die wie Blumengewinde die ernste Arbeit umrankten. Möge in den elf Ländern, deren Vertreter dort in Arnheim getagt haben, etwas spürbar werden von dem Geist freien und frommen Christentums, der jene Verhandlungen beseelt hat!

Wimmenau-Elsaß Georg Wolf

Die Konferenz erließ folgende Kundgebung:

Die Arnheimer Theologenkonferenz von 1936 mit Vertretern der Mitgliedsgruppen des Weltbundes in 11 Ländern, zusammengekommen, um sich auf die Erneuerung des freien Protestantismus zu besinnen, stellt erneut ihre Einheit im Geiste fest und versichert ihren ernsten Willen zur Zusammengehörigkeit in Theologie und kirchlichem Leben.

Sie erklärt:

I. daß die erste Voraussetzung für eine wirksame Botschaft in unserer Zeit ein tiefer Glaube ist: a) an die Führung Gottes unseres Vaters im persönlichen und Gemeinschaftsleben, an seine Gegenwart in Natur und Geschichte; b) an die Würde des Menschen; c) an die Möglichkeit, eine Gesellschaft im Geiste Christi zu schaffen.

II. daß diese Botschaft eine theologische Bearbeitung der folgenden Probleme erfordert: a) die philosophische Grundlegung der religiösen Erkenntnis und Offenbarung; b) ein Verständnis der Bibel, das an die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung

nschließt und sie zum Wegweiser im modernen Leben macht; eine Theologie des Heiligen Geistes, die von der religiösen rfahrung ausgeht und zu neuen Erkenntnissen über die Imma- enz und Transzendenz Gottes führt; d) eine ernste Anwendung er sittlichen Grundsätze des Christentums auf das öffentliche Le- en; e) eine Erneuerung des kirchlichen Lebens in Gottesdienst, eligiöser Erziehung und Gemeindeführung.

III. daß wir in Übereinstimmung mit unserer soziologischen Lage den heutigen Weltverhältnissen fordern: a) eine immer ernstere nd tiefer gehende Umbildung des Machtstaates in einen Rechts- aat und damit eine zunehmende Versittlichung der internatio- alen Beziehungen; b) einen Rechtsstaat, der den Kirchen für ihre eistlichen Aufgaben Freiheit und Selbständigkeit gewährt.

Sie ruft daher alle Gruppen, persönlichen Mitglieder und Ge- nnungsfreunde des Weltbundes auf, zu dem XIII. Weltkongreß r Freies Christentum 1937 nach Oxford zu kommen, um unseren emeinsamen Glauben zu bekennen: „Das freie Christen- um ist das, was die Welt braucht."

Ein preisgekrönter Roman

Schloß Dampard. Roman von Claude Silve. Über- agen von Helene Chaudoir. Berlin 1936, F. A. Herbig 52 S. 5.50 M.

Französische Leser erinnerten sich bei diesem Buch an Rilke. Sie aben damit ein Urteil für uns Deutsche andeutend vorweggenom- en, an dem wir nichts zu bessern finden. Die Franzosen haben eiterhin der Autorin ihre Anerkennung in Form eines Literatur- reises gezollt und Claude Silve mit dem „Prix Femina" 1935 sgezeichnet. So ist der Geist dieses Buches auch als „modern anzösisch" anerkannt und für uns Deutsche ein leicht hinführen- er Wegweiser in den augenblicklichen literarischen Geschmack des anzösischen Volkes. Der deutsche Verleger hat uns mit diesem uch, um es vorwegzunehmen, einen wichtigen Zugang zum Ver- ändnis unserer Nachbarn erschlossen.

Der Roman ist in jeder Beziehung etwas Außergewöhnliches: der Tatsache, daß hier eine mit hellsichtiger Empfindlichkeit be- abte Dichterin um den reinsten und zugleich keuschesten Ausdruck rer Erlebnisse ringt, tritt die andere unvermutete Tatsache hinzu, aß deutsches und französisches Geschmacksempfinden sich hier ahrhaft berühren. Nicht daß etwa der Vergleich mit Rilke be- eutet, der französische Roman unserer Tage erreiche erst jetzt die elischen Feinheiten unserer Vorkriegsromantiker. Mit ihnen ha- en die Franzosen eher vor uns ihre Bücher gefüllt. Vielmehr erührt der Vergleich eine zeitenthobene, nur im persönlichen ßbare Verwandtschaft zweier weltdeutender Seelen, die in fast nbegrenzter Geduld in ihrem Leben auf begnadete Stun- n gewartet haben, in denen ihnen ihr Wollen und Fühlen in der einheit der Gedanken entgegenkam, in der allein sie ihr Werk wirken lassen wollten. Und ein Weiteres macht uns diese Werkverwandtschaft so kostbar, daß sowohl bei Claude Silve als uch bei Rainer Maria Rilke die Eigenlebendigkeit der Dinge cht vergewaltigt, sondern erst aus deren verschlossenem Wesen erausgeholt und mitteilbar gemacht wird. Schwebendes, hauch- tiges Erwärmen der Welt könnte man das vor- und rücksichts- olle Beschreiben der Dinge nennen, wie es uns hier entgegentritt.

Claude Silve tastet sich in diesem Roman in zarter Hinge- ung durch eine lang erfahrene, erlebte und wiederauferstehende, wergeßbare Erinnerung zurück. Sie konnte warten, lange ge- uldig warten, bis ihr die Landschaft, das Schloß, seine Menschen, e Bäume, der Abend, die Nacht in geläuterter Reinheit wieder ntgegenkamen, um sich von ihr in unerschöpflichen Gleichnissen nd Bildern ins Leben zurückrufen zu lassen. Diese Erzählung ist, nmal abgesehen von einem leise heraufdämmernden und ebenso h auf- und abbrechenden Liebesschicksal, ein schwingender Rausch on Bilderfolgen, wobei auch die kleinste Bewegung, der stillste klang, das unscheinbarste Zittern der Kreatur in einem unerhör- n Reiz feinster Empfindungen aufzuwachen beginnen. Es han- elt sich in diesem Buch manchmal seitenlang um nichts anderes, s das Entlanggleiten durch das Halbdunkel von Garten und chloß, verlassenen Räumen und verschwiegenen Seelen, das euchten eines Edelsteins an einer alternden Hand oder die un- ahbare Vornehmheit fremden, anderen Lebens. Nicht jeder liebt eses zögernde, suchende, aufschließende Verweilen eines Dichters ei seinen geliebten Gegenständen, wohl aber wird jeden das ein- ewobene Schicksalsgeheimnis doppelt ergreifen.

Ein Leben rollt hier ab — vielleicht das der Dichterin selbst —, essen innerer Reichtum eine unbegreifliche Ausnahme ist, die chlechthin tief ergreifend wirkt auf uns Andere, die wir nicht Aus- nahmen sind. Wir müßten, um alles zu verstehen, das Opfer der- selben Leidenschaft sein, in der diese Dinge erlebt sind. Es mag uns genügen, daß diese Leidenschaft in einer Reinheit da ist, die man bei Rilke „das Evangelium der Dinge" genannt hat, und dar- über hinaus noch das Mysterium des Lebens gezeigt ist, wie man es selten in Büchern, die Romane sind, finden kann. Der Übersetze- rin gebührt wohl nicht der letzte Dank; aber auch der Verleger kann auf dies Werk stolz sein. Der Einband und die Umschlag- zeichnung (von Luigi Malipiero) machen das Buch zu einem be- sonders anziehenden Geschenk.

Leipzig Otto Hubele

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Haeckel endlich überwunden? Die evangelische Theologie hat beim Erscheinen von Haeckels „Welträtseln" sich weitgehend mit dessen Thesen auseinandergesetzt und auch in dieser Zeitschrift entspann sich eine lebhafte Polemik von Professor Loofs (vgl. CW 1899 und 1900) gegen Haeckel. Bei der nationalsozialistischen Machtübernahme haben manche Vertreter Haeckel wieder benutzt, um gegen kirchliche Denkweise anzugehen. Nun schreibt der bekannte Pädagoge Ernst Krieck in seiner Zeitschrift „Volk im Werden" (zitiert nach „Die volkskirchliche Sendung" vom 16. August) folgendes scharfe Urteil:

„Lasset die Toten ihre Toten begraben! Wir hätten keine Veranlassung, den Schatten des einst im Zeitalter der Verflachung so berühmten Löwen von Jena zu beschwören, wenn er nicht plötzlich als Vorkämpfer der Weltanschauung wieder erstände in einer Zeit, die sonst so manchen zu seiner Zeit wirklich großen und bedeutenden Mann begraben und der Vergangenheit anheim gegeben hat. Haeckels Auferstehung — ein Witz! — Da ein Verlag soeben Büchners „Kraft und Stoff" mit den erforderlichen Anpreisungen und Ehrenrettungen aus der verdienten Versenkung heraufgeholt und neu auf den Bücher- und Weltanschauungsmarkt geworfen hat, so könnten wir also nun fröhlich wieder den Weg zum Materialismus und Marxismus beschreiten. Beide, Büchner und Haeckel, sind ja schon von den Marxisten, am Rande wenigstens, kanonisiert worden. Wir kennen und anerkennen keine Wissenschaft mehr ohne ihren Schöpfer; wir können den Mann vom Werk nicht mehr trennen." (Es folgen scharfe Worte über Haeckels später veröffentlichten Briefwechsel mit Franziska von Altenhausen.) „Genug, übergenug! Was sich da um 1900 in Liebesbriefen und Welträtseln abspielt, das ist wahrhaft tragisch. Es ist nämlich die Tragödie der deutschen Bildung der Epigonen der Kultur im Wilhelminischen Zeitalter. Und dahin zurück sollte der Weg im Dritten Reich führen?"

Ein zweites Olympia. Unter dieser Überschrift schreibt das „Schwarze Korps" (Nr. 31): Auf der Wiese des olympischen Reklamerummels blüht ein neues Kräutlein: Die evangelische Kirche hat sich gemeinsam mit den Freikirchen und den Freien evangelischen Verbänden einige Ballen Zeltbahnstoff zugelegt und daraus ein ‚Olympiazelt' geschneidert, in dem ein sogenannter ‚Olympiaausschuß' einen sogenannten ‚Olympiadienst' abwickeln wird. Unweit des Berliner Vorortbahnhofes Heerstraße flattern die evangelischen Zeltfahnen über der kirchlichen Olympiade. Interessenten sei im vornherein gesagt, daß hier keine Pfarrer beim Stabhochsprung oder Kugelstoßen zu besichtigen sind; die Olympiade wird hier vielmehr mit der Bibel betrieben. Pastoren und Evangelisten werden über ‚Duldermoral und Heldenbild' sprechen, dabei aber keineswegs auf olympische Sporthelden eingehen. Zum Sportkampf der Nationen steuert die Zeltleitung eine ‚Woche der Nationen' bei." — Hierzu bemerkt nun die „Deutsche Evangelische Korrespondenz" (vom 5. August) folgendes:

„Dem ‚Schwarzen Korps' ist leider entgangen, daß die Anregung zu den erwähnten evangelischen Veranstaltungen weniger vom evangelischen Deutschland ausgegangen ist, das sich der Notwendigkeit sauberer Trennung von ‚Weltlichem' und ‚Religiösem', aber auch der richtigen Zuordnung beider Bezirke heute sehr klar bewußt ist, als vielmehr von unseren Gästen, besonders dem YMCA (Young Men Christian Association). Diesen unseren Gästen ihren Wunsch zu erfüllen, daß sie das Leben der evangelischen Kirche und der freien evangelischen Arbeit in Vorträgen kennenlernen möchten, ist die Aufgabe, der sich die Deutsche Evangelische Kirche unterzogen hat. Am Montag, dem 10. August, wird im Olympiazelt der Attaché der chinesischen Olympia-Mannschaft, Mr. Sung-Hankow, sprechen. Die japanischen Schwimmer sind ausnahms-

los Mitglieder der YMCA. Die Lächerlichmachung der evangelischen Veranstaltungen muß um so befremdlicher wirken, als für viele unserer Gäste der Sport ein Teil aus einer von der evangelischen Botschaft bestimmten Lebensganzheit ist, die sie nicht für eine Zeit beurlauben können und wollen. Davor sollte das ‚Schwarze Korps' die geforderte ritterliche Achtung haben, wenn es auch solche Haltung nicht verstehen kann.

Diese evangelischen Veranstaltungen sind zudem eine Frucht von Verhandlungen mit dem Olympischen Komitee und gehen unter dessen Billigung und Empfehlung vor sich."

„Aus meinem Leben." Die Stellung Nietzsches zum Christentum wird heute meistenteils nur aus seinen letzten Werken entnommen, in denen er sich scharf gegen das Christentum wendet. Das ist richtig. Es sei aber hier eine Stelle aus seinen frühesten Jugendschriften wiedergegeben, um einmal klar ermessen zu können, wie weit der spätere „Antichrist" sich von seinen Jugendgedanken entfernt hatte. Als 14jähriger schrieb Nietzsche einen „Rückblick" über seine Jugendjahre unter dem Titel „Aus meinem Leben" (abgedruckt in der ausgezeichneten Gesamtausgabe seiner Werke, deren erste drei Bände [bei Beck in München] erschienen sind), und dort heißt es: „Ich habe nun schon manches erfahren, freudiges und trauriges, erheiterndes und betrübendes, aber in allen hat mich Gott sicher geleitet wie ein Vater sein schwaches Kindlein. Viel Schmerzliches hat er mir schon auferlegt, aber in allem erkenne ich mit Ehrfurcht seine hehre Macht, die alles herrlich hinausführt. Ich habe es fest in mir beschlossen, mich seinem Dienst auf immer zu widmen. Gebe der liebe Herr mir Kraft und Stärke zu meinem Vorhaben und behüte mich auf meinem Lebenswege. Kindlich vertraue ich auf seine Gnade..." Und er schließt diesen Rückblick schließlich mit den Worten: „So habe ich denn mein erstes Heft beschlossen und ich blicke mit Freude auf es zurück. Ich habe es mit großer Freudigkeit geschrieben und bin dabei nicht müde geworden... Ich habe hier ganz der Wahrheit getreu erzählt ohne Dichtung und poetische Ausschmückung..."

Rußland in Paris. Die „Internationale Kirchliche Zeitschrift" (1936/2, S. 86) berichtet in einem Aufsatz darüber folgendes: „In Frankreich leben zur Zeit rund eine Viertelmillion Russen. Davon 80 000 in Paris. Sie unterhalten 28 Kirchen für ihre religiösen, zahlreiche Heime für alle möglichen Zwecke; sie haben sich ein Zentrum ihrer Arbeit geschaffen, wo ihre Tätigkeit konzentriert wird. Das theologische Institut ist allen bekannt, die sich mit allgemeinen kirchlichen Fragen befassen... Ich habe den Eindruck erhalten, daß diese russischen Gemeinden festgefügt dastehen und tapfer kämpfen. Besonders erschwert wird ihnen das Durchkommen durch die Arbeitslosigkeit und die durch sie verursachten Maßnahmen der französischen Regierung gegen Ausländer... Es gibt kein Heim, kein Haus, keine Einrichtung, wo nicht eine größere oder kleinere Gottesdienststätte eingerichtet ist... Aus einem Stall, einer Garage, zuoberst im Estrich eines Hauses wurden Kirchen gebaut. Den ganzen Tag begleitet das Gebet jede Handlung und Verrichtung..."

*

Soziales und Wirtschaftliches

Klare Fronten. Unter dieser Überschrift bringt das „Schwarze Korps" (Nr. 34 vom 20. August) eine Kritik an einem kürzlich vom Landgericht Wuppertal ausgesprochenen Urteil wegen „Kuppelei". Eine Mutter wurde zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, weil sie ihrer erwachsenen Tochter Gelegenheit gab, mit dem im gleichen Haushalt wohnenden Bräutigam in einem, wie das Gericht sagt, „eheähnlichen" Verhältnis zu leben. Das „Schwarze Korps" geht nun der prinzipiellen Frage nach, warum man nur die Mutter strafe und die eigentlich „Schuldigen" unbestraft lasse, nämlich Braut und Bräutigam. Es heißt wörtlich: „Aus dieser Gegenüberstellung allein ergibt sich die Unhaltbarkeit des richterlichen Spruches. Entweder ist das Verhalten der Mutter strafbar, dann müssen aber auch logischerweise der Mann und die Frau bestraft werden." Oder aber es sei verfehlt, „die Mutter wegen Kuppelei zu verurteilen, während man die eigentliche Tat unbestraft lassen muß, weil die zur Verurteilung notwendigen Paragraphen fehlen." — Das „Schwarze Korps" fordert weiter, daß man endlich diese wichtigen Fragen offen in der Öffentlichkeit erörtern solle, statt, weil sie „heikel" sind, sie zu verschweigen. In dem vorliegenden Falle war die Mutter eine völlig unbescholtene Frau, die Tochter und der Bräutigam konnten aber aus wirtschaftlichen Gründen nicht heiraten. — Daß auf diesem Gebiet Probleme vorliegen, wird in jedem sittlich ernsten Kreise empfunden; auch die berufenen Vertreter christlicher Ethik können sich ihnen nicht entziehen. Es ist nur ein großer Unterschied, ob jemand die Strafbestimmung gegen Kuppelei abschaffen will, weil er den außerehelichen Geschlechtsverkehr überhaupt von juristischer und moralischer Verurteilung freimachen will, oder ob man zwar anerkennt, daß die bisherigen Bestimmungen zu unbilligen Urteilen führen können, aber die sittliche Verpflichtung auch der Unverheirateten betont, wozu man bekanntlich nicht bloß vom Christentum her kommt, sondern auch vom Interesse der Gesundheit des Volkes her kommen muß.

Familienpolitik in der Sowjetrepublik. „Die Erfahrungen, die man in Rußland mit der freien Ehe gemacht hat, haben dahin geführt, daß beim Rat der Volkskommissare eine Kommission mit der Ausarbeitung von Vorschlägen für eine Reform des Eherechts beantragt wird. Eine Statistik vom Mai vorigen Jahres hatte festgestellt, daß in Moskau auf 100 Eheschließungen 44,3 Scheidungen kommen und daß während eines Zeitraumes von drei Jahren 500 000 Alimentationsklagen vor die Gerichte kamen. So wird die Reform wohl im wesentlichen darin bestehen, daß die Verpflichtung zur Zahlung von Alimenten verschärft und ihre Eintreibung wirksamer organisiert wird." (Zitiert nach „Die Frau", August 1936, S. 691.)

*

Statistik

Das Christentum zwischen den Religionen. Nach der jüngsten, von der amerikanischen Zeitschrift Religious Digest mitgeteilten Statistik belaufen sich die anteiligen Zahlen des Christentums zwischen den übrigen Weltreligionen wie folgt: Katholiken 19 %, Protestanten 8,9 %, Konfuzianer 16,4 %, Muselmanen 13 %, Hindus 12,1 %, Buddhisten 10,8 %. Dazu kommen an Sonderkirchen 7,1 %, Animisten 6,6 %, Atheisten 4,1 %, Juden 0,9 %. Vielleicht geht diese Statistik in andre, auch europäische Blätter über. So sei, weil solche Angaben oft irreführen, bemerkt: eine genaue Religionsstatistik ist überhaupt unmöglich, erstens weil im volkreichsten Teil der Erde, in Süd- und Ostasien, es keine ausschließliche Religionszugehörigkeit zu geben pflegt, sondern viele opfern dort früh in einem buddhistischen Tempel und besuchen nachmittags ein konfuzianisches Heiligtum. Zahlen für Buddhisten und Konfuzianer sind also von vornherein fragwürdig. Die oben angegebenen (16,4 % und 10,8 % der Menschheit, also über 500 Millionen) sind wohl zu hoch. Zweitens gibt es in Rußland heute keine Religionsstatistik; wie viele Millionen man dort als Atheisten, wie viele man als morgenländische Christen rechnen will, ist Sache der Schätzung. Drittens ist die Zahl der Katholiken zu hoch, die der Protestanten zu niedrig angesetzt (oder sollten jene der morgenländischen Christen zugezählt sein, die in dieser Statistik überhaupt nicht vorkommen? Aber dann wäre die Zahl wieder zu niedrig). Man wird die Zahl der römischen Katholiken heute auf mehr als 300 Millionen, die der Evangelischen (die anglikanische Kirche eingerechnet) auf weniger als 250 Millionen anzusetzen haben.

Bücher und Schriften

Arbeit und Sitte in Palästina. Band IV: Brot, Öl und Wein. Von Gustaf Dalman. Mit 115 Abb. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1935. XIV und 452 S. 24.— M. und 27.— M.

Der vierte Band des großangelegten Palästinawerkes des Altmeisters der Palästinakunde beschäftigt sich mit den drei wichtigsten Nahrungsmitteln des Landes. Der erste Teil, der das „Brot" behandelt, ist die Krönung dessen, was die beiden vorangegangenen Bände II und III („Der Ackerbau", 1932, und „Von der Ernte zum Mehl", 1933) gebracht hatten. Es wird das zur Feuerung gebräuchliche Material beschrieben, dann werden die verschiedenen Arten des Backens genau dargestellt. Beim Kapitel „Öl" wird zunächst vom Ölbaum, seinem Anbau und seiner Behandlung gesprochen. D. ist der Meinung, daß die in der Bibel nie als solche erwähnte Speiseolive im biblischen Altertum noch nicht als Nahrungsmittel gebraucht wurde. Ausführlich berichtet er über die Gewinnung des Öls und dessen wirtschaftliche Bedeutung. Auch beim „Wein" ist zunächst vom Weinstock und seiner Pflege die Rede. Sodann wird über die Trauben, die Blätter und die Rosinen gehandelt und endlich die Gewinnung des Traubensaftes geschildert. Wir erfahren dabei, daß es den Traubenhonig in biblischer Zeit noch nicht gab; die Redensart „das Land, darin Milch und Honig fließt" darf also nicht, wie es vielfach geschieht, auf Traubenhonig gedeutet werden. Der Wert des Buches wird durch sehr gute Register vergrößert. Vor allem sind wie-

er die vortrefflichen Aufnahmen zu rühmen, die zu allem Ge-agten ein ausgezeichnetes Anschauungsmaterial liefern. Auch für iesen Band ist hervorzuheben die uns auf jeder Seite entgegen-retende, auf eigener Beobachtung sowie auf umfassender Ein-ichtnahme in die volkskundliche Palästinaliteratur beruhende Kenntnis dessen, was in Palästina an „Arbeit und Sitte" vor-anden ist, zweitens die Tatsache, daß uns hier der entsprechende Stoff aus biblischer Zeit lückenlos dargeboten wird, einschließlich essen, was die spätjüdische Literatur dazu beitragen kann. Man ann daher immer nur wünschen, daß der nun Einundachtzigjäh-ige sein großes und wertvolles Werk fortführen und vollenden möchte. Hans Wilhelm Hertzberg

Theologie des Neuen Testaments. Von Friedrich Büchsel. Gütersloh, Bertelsmann. 215 S. 7.50 M.

Büchsel will eine kurze Darstellung geben, die dem Leser einen Überblick vermittelt über die Geschichte des Wortes Gottes im Neuen Testament, und die Auseinandersetzung mit fremden Mei-nungen ist darum in hinten angefügte Anmerkungen verlegt. Schon diese Kürze des Buches ist bedenklich. Eine Fülle von Pro-blemen und Gegenständen, die jeder Leser in einem solchen Buche sucht, wird er hier vergeblich suchen: weder der Glaubensbegriff noch die Vergeltungslehre in ihrer Problematik erscheinen bei der Lehre Jesu nach den Synoptikern, bei Johannes ist vom Parakleten und der Eschatologie nur im Vorbeigehen die Rede, bei Paulus fehlt eine Erörterung des Problems der Christen-sünde usw. Man kann auch sehr verschiedener Meinung sein über die Frage, ob die Pastoralbriefe, die Petrusbriefe, der Judasbrief wirklich „der neutestamentlichen Theologie kein Material bieten"; denn hier wäre die Frage nach dem, was wirklich Wort Gottes im Neuen Testament ist, erst wirklich brennend geworden! Und die Auseinandersetzung mit anderen Meinungen in den Anmer-kungen kann man kaum anders als zufällig und ungenügend be-zeichnen. Aber entscheidend muß man gegen diese Darstellung ein-wenden, daß sie einen erschreckenden Mangel an wirklicher Ein-sicht in die geschichtlichen Probleme erkennen läßt. Gewiß wird die Lehre Jesu nach den Synoptikern und besonders die Bot-schaft des Paulus in vielen Punkten richtig dargestellt. Aber nach der Darstellung des Wortes Jesu nach den Synoptikern erscheint sofort „Das Wort Jesu nach Johannes", und dann wird in einem Vergleich festgestellt, daß sich beide Darstellungen nur darin widersprächen, daß bei Johannes Jesus vom Himmel ge-kommen und ewig sei, bei den Synoptikern dagegen Jesus von einer Ewigkeit nicht rede! Die Darstellung der Botschaft des Johannes erscheint dann freilich noch einmal kurz unter den „Spätformen der urgemeindlichen Verkündigung und Lehre", aber in geschichtliches und damit auch theologisches Verständnis der Botschaft des Johannes läßt sich auf diese Weise nicht gewinnen. Und andere brennende Probleme wie die Messianität Jesu bei den Synoptikern, der theologische Sinn der Präexistenzaussagen des Johannes, der Sinn der eschatologischen Grundanschauung des Paulus und vieles ebenso Unentbehrliche wird überhaupt nicht erörtert, nicht einmal erwähnt. Es kommt darum diesem Buch gegenüber nicht darauf an, ob man mehr oder weniger sach-lich mit dem einverstanden ist, was Büchsel ausführt (seine Dar-stellung ist manchmal durchaus im Recht gegenüber seinen Geg-nern, aber seine Polemik etwa gegen Bousset, Bultmann, Lietz-mann ist oft wenig vornehm); entscheidend ist, daß der Leser eine Problemlosigkeit vorgetäuscht erhält, wo ihm doch gerade theo-logische Hilfe zur Lösung der Probleme zuteil werden sollte.
Werner Georg Kümmel

Dilthey. Eine Einführung in seine Philosophie. Von Otto Friedrich Bollnow. Leipzig 1936. Teubner. 210 S. 9.60 M. und 11.60 M.

Die Werke und „Gesammelten Schriften" Diltheys enthalten eine lebendige Fülle des Materials, ein fast universelles Wissen, einen hohen, genialen Gedankenflug, ein intuitives Verstehen und Erkennen aller geistig-geschichtlichen Wirklichkeit. Sein philosophi-sches Denken ist zu einem selbständigen, systematischen Abschluß nicht gekommen. Und doch liegt seinen vielen zerstreuten Einzel-arbeiten ein großer, umfassender Zusammenhang zugrunde. Diese allgemeine philosophische Grundlegung findet Bollnow in der „Analyse des Lebens", die er vor unseren Augen klar und streng entwickelt, ausführlich und übersichtlich durchführt und uns so eine treffliche Einführung in die Philosophie Diltheys bietet. In der Tat liegt das Kennzeichnende des Diltheyschen Betrachtens und Denkens in dem hingebenden, eindringenden Verständnis des Menschen und der Menschheit, des Lebens und der Geschichte in der Totalität aller geistigen Kräfte und mannigfaltigen Lebens-äußerungen, die schließlich in die großen schöpferischen Kulturge-bilde der Kunst, Dichtung, Wissenschaft, Religion und Philosophie münden. Dabei ist seine Philosophie des Lebens eine streng im-manente Auslegung und rein diesseitige Deutung des Lebens, die jede metaphysische Spekulation ausschließt und auch zu ablehnender Stellung gegen das Christentum in seinem überlieferten jenseitsgerichteten, dualistischen Verständnis führt. — Wer Dilthey kennt und weiß, welche Schwierigkeiten hier zu überwinden sind, wie schwer bei seinen bruchstückartigen Aufzeichnungen oft eine ein-deutige Interpretation ist, der weiß dem Verfasser besonders Dank für seinen notwendigen Versuch, durch alle Verwicklungen und Unklarheiten sicher hindurchzuführen. Manches auf dem ersten Blick Undurchsichtige wird hier hell und klar. Vielleicht geschieht in dem für eine Einführung notwendigen Bemühen, die Gedan-ken Diltheys zusammenzufassen und zu verdeutlichen, des Guten zu viel. In jeder Epoche seines Lebens tritt Dilthey mit immer neuen Eindrücken und Gesichtspunkten an die verwickelten Erschei-nungen des Lebens und Erlebens, an ihre Aufhellung und Zer-gliederung heran, so daß seine Ausführungen und jeweiligen For-mulierungen niemals absolut, sondern immer nur relativ genom-men werden dürfen. Dennoch ist es ein Gewinn, in diesem Werk den grundlegenden Gedanken Diltheys über Leben, Erleben und Verstehen sowohl in ihren feinsten Verzweigungen wie auch in ihren großen Zusammenhängen nachzugehen. Keine Interpreta-tion der Diltheyschen Lebensarbeit, keine Darstellung der Lebens-philosophie überhaupt kann in Zukunft an dieser sorgfältigen, be-deutungsvollen Arbeit vorübergehen. Hermann Steiner

Wandlungen des religiösen Bewußtseins in der deutschen akademischen Jugend während des Weltkrieges. Von Ernst Müsebeck, Furche-Verlag, Berlin, 1936, 100 S. 2.— M.

Im ersten Teil bietet der Verfasser eine skizzenhafte Überschau über die Entwicklung des religiösen und kirchlichen Lebens in Deutschland von Schleiermacher bis zur Vorkriegszeit so, wie er sie sieht. Während die orthodoxe Linie der Entwicklung unter der Einwirkung des Zeitgeistes die Fühlung mit dem Leben verliert, mündet die liberale Linie auf dem Wege fortschreitender Säku-larisierung der Religion in einen tiefgreifenden religiösen Sub-stanzverlust. Innerhalb der deutschen akademischen Jugend sind es zwei Bewegungen, die sich ernsthaft um eine neue Sinnerfül-lung des Lebens mühten: die Wandervogelbewegung mit der frei-deutschen Jugend und den aus ihr entstammenden Vereinigungen einerseits, die deutsche christliche Studentenvereinigung andrerseits.

Der höchst lebensvollen Darstellung und Charakterisierung der ersten Bewegung, der der zweite Teil des Buches gilt, spürt man die eigne, enge Verbundenheit ab, in der der Verfasser in seinen jungen Jahren zu ihr gestanden haben muß. Der dritte Teil der Schrift gilt nach kurzer Berührung des Wingolf und des Schwarzburgbundes der zweiten Bewegung. In beiden Tei-len ist das eigentlich Wertvolle die reichliche Darbietung brieflicher Äußerungen von akademischen Frontkämpfern. 4096 von dem Reichsarchiv in Potsdam zur Verfügung gestellte Feldbriefe sind zu diesem Zweck durchgesehen worden. Es ist erschütternd, in das Ringen der jungen, lebensfrischen Seelen um Bewältigung ihres harten Schicksals und Sinndeutung des Sinnlosen hinein zu blik-ken. Während im ersten Kreis mehr die idealistische Gläubigkeit den seelischen Hintergrund bildet, findet sich im zweiten eine stär-kere Hinneigung zu kirchlich-positivem Glauben. Dabei ist deut-lich die Wendung, daß man den Rückweg zur erschütterten Heils-gewißheit von Gott her statt vom Menschen aus sucht. Ohne in der Auswertung der dargebotenen Zeugnisse mit dem Verfasser in allen Punkten einig zu sein, wird man doch der Methode, nach der er seine ungemein zarte Aufgabe angefaßt hat, zustimmen können und ist ihm in jedem Fall für das dargebotene Material zu größtem Dank verpflichtet. Paul Gastrow

Ein neuer Weg zum alten Evangelium. Von H. Fuglsang-Damgaard. Gotha, Klotz. 34 S. 70 Pf.

Ein Vortrag, den der Bischof von Seeland auf der lutherischen Konferenz in Berlin hielt, in mancher Hinsicht ein Gegenstück zu Barths Kritik an der Gruppenbewegung. An sich könnte — so er-wartet man — der reformierte Schweizer mehr Sinn und Sym-pathie für solche Laienbewegung haben (zumal Buchman, der Führer der Bewegung, schweizerischer Abkunft ist) als der luthe-rische dänische Bischof; aber es ist umgekehrt, und schließlich ist auch das nicht überraschend; wie schon der Methodismus innere Verwandtschaft mit dem Luthertum hatte und hat, so ist das nor-dische Luthertum durch die unserer Gemeinschaftsbewegung ver-wandten Laienbewegungen, die im 19. Jahrhundert es durchzogen, für die Gruppenbewegung gut vorbereitet gewesen. Fuglsang

schätzt besonders, daß in ihr das allgemeine Priestertum lebendig werde; auch darin, daß der Gedanke an persönliche Führung jedes Einzelnen durch Gott, an spezielle Vorsehung bei den Gruppenleuten lebendig ist, kann man etwas echt Evangelisches finden. Wenn wie Fuglsang der Gruppenbewegung nachrühmt, alles „an dem geoffenbarten Worte der Schrift geprüft werden muß", so kommt man freilich bald auf die Frage, wie rechter Gebrauch der Bibel von unevangelischem Mißbrauch zu sondern ist. Aber alle Aufmerksamkeit verdient, was er über die Steigerung des kirchlichen Lebens sagt, die in Dänemark der Gruppenbewegung zu danken sei, überhaupt sein durchaus positives Urteil über die Bewegung und die Kennzeichnungen, die er ihr gibt, z. B.: „Der Schwerpunkt der Arbeit für die Gewinnung der Seelen ist — so könnte man sagen — von der Kirche auf die Straße verlegt, in die Geschäfte, die Restaurants, und — das bedeutet außerordentlich viel — in das Heim, in die Familie." M

In allerlei Gottesdiensten unter allerlei Kanzeln. Von Karl Bornhäuser. Gütersloh, Bertelsmann. 95 S. 2.— M.

Lebendige, anschauliche Schilderungen von Erlebnissen in Gottesdiensten bei bekannten Predigern (Heinrich Hoffmann, Cremer) und bei nicht bekannten, in evangelischen Kirchen und römisch-katholischen, in solchen mit deutscher und in fremder Sprache, an die allerlei homilatische und pastoraltheologische Weisheit angeknüpft ist. Walter Bülck

Einbruch in ein Paradies. Roman von Elisabet van Randenborgh. Berlin 1936, Furche-Verlag. 456 S. 5.40 M.

In diesem groß aufgebauten Buch erweist sich Elisabet van Randenborgh als eine Meisterin des Romans. Hat sie es verstanden, in ihren früheren Büchern uns ein Bild des Ravensberger Landes zu geben, wie es in seinem Glaubenseifer und tiefen Frömmigkeit aus der Vergangenheit herausleuchtet, so tritt sie in diesem Roman bis hart an die Grenze der Gegenwart heran. Die Wogen des Weltkrieges brausen über uns hin. Wir gehen mit zuckendem Herzen durch das Sterben der Männer, das Leiden und Entbehren der Frauen, Mütter und Mädchen. Wir sehen eine traditionelle Frömmigkeit niedersinken und eine Kraft der Glaubensbereitschaft aufstehen in einem Mädchen, das in marxistischen Ideen groß geworden, sich mit einem jungen Studenten in fast naturhafter Liebe zusammenfindet, der auf entgegengesetzten Wegen geht, sich zum Beruf des Pfarrers vorbereitet, die Geliebte in den Kreis seiner Gedanken hineinzuziehen versteht. Aber wahrhaft Wurzel zu fassen vermögen diese Gedanken erst, als er den Tod für das Vaterland erleidet und seinen Glauben mit seinem tapferen Tode besiegelt. Hin und her gerissen von den verschiedensten Strömungen ringt sich die junge Medizinstudentin immer wieder empor, fühlt sich verpflichtet zur Hilfeleistung an den Verlassenen und Schwachen und wird zur Trägerin eines starken und tief erfaßten Glaubens, in dem sie sich mit dem Geschiedenen Eines weiß. Der Konflikt mit der Mutter des Geliebten, einer im eigenen Wesen und hergebrachter Frömmigkeit befangenen Pfarrfrau, führt zu schließlicher Einigung und zur gemeinsamen Hingabe an junges, unbeschütztes und schon bei der Geburt von den Eltern verlassenen Lebens. Die einzelnen Verzweigungen, Verwirrungen und die vielerlei Gestalten und Typen geben dem Buch bis zum Ende hin Kraft, Steigerung und innere Beherrschung, der wir uns dankbar hingeben. Emma Müllenhoff

Die Welt im Fortschritt. Gemeinverständliche Bücher des Wissens und Forschens der Gegenwart. Band I, 4. Berlin 1936, F. A. Herbig. 226 S., 2,95 und 3,50 M.

Der vierte Band der von uns bereits mehrfach erwähnten Reihe behandelt in drei großen Beiträgen „Das physikalische Weltbild (Atomphysik)" von Dr. Walter Bardili, „Das Gefecht aller Waffen" von Dr. Manfred Marth und „Meeresspuk und Wissenschaft" von Prof. R. Hennig. In den einleitenden Kurzberichten interessiert besonders das Referat über die Forschungsergebnisse des Marburger Zoologen Alverdes über die „Eheformen im Tierreich" und einige medizinische Neuerungen. Das Bildmaterial ist wieder sehr eindrucksvoll, besonders für den Beitrag über die Wirkung eines zukünftigen Land- und Luftkrieges. Die Reihe wird fortgesetzt, und man wünscht ihr zahlreiche Leser, vor allem aus interessierten Laienkreisen. In einem der weiteren Bände erscheint auch voraussichtlich ein Beitrag über „Religiöse Strömungen". Otto Hubele

Chronik

Staatliche Vorgänge

Der Reichskirchenminister hat für die Domstifte Merseburg und Naumburg und das Kollegiatstift Zeitz ein gemeinsames Domkapitel gebildet. Den Vorsitz hat Generalfeldmarschall von Mackensen, Mitglieder sind Geh. Konsist.-Rat Prof. D. Dr. Ficker, Halle, Vizepräsident Dr. Hundt, Berlin und Konsist.-Präs. i. R. Goßner, Stettin. Die neuen Domherren wurden auf 5 Jahre ernannt. Das Domkapitel hat die Präsentation der Pfarrer für die zu den einzelnen Stiften gehörenden Patronatspfarrstellen vorzunehmen und den Regierungspräsidenten bei der Durchführung der den Stiften sonst obliegenden Aufgaben zu beraten. Es tagt jährlich mindestens einmal. Die Entscheidung trifft der Vorsitzende nach vorausgegangener Beratung. Einkünfte (Pfründen), wie sie früher den Mitgliedern des Domkapitels zuflossen, sind nach der neuen Ordnung im Wegfall gekommen.

Das bayrische Gesetz über die Senkung der Staatsleistungen für kirchliche Zwecke setzt die Staatsleistungen, die bisher für die katholische Kirche 3.64 RM. und für die evangelische Kirche 3.12 RM. für jedes Gemeindeglied betrugen, einheitlich für beide Bekenntnisse auf 2.80 RM. im Rechnungsjahr 1936, auf 2.65 RM. im Rechnungsjahr 1937, und auf 2.50 RM. im Rechnungsjahr 1938 fest.

Nach einer Anordnung des bayrischen Ministeriums wird künftig in bayrischen Schulen kein lehrplanmäßiger jüdischer Religionsunterricht mehr erteilt werden. Es soll den jüdischen Kindern unbenommen bleiben, privaten Religionsunterricht zu besuchen, und eine Ausnahme wird für die lediglich von jüdischen Kindern besuchten Schulen gemacht, für die die bisherigen Bestimmungen weiter gelten. Die jüdischen Klassen an den öffentlichen allgemeinen Volksschulen sind ein Bestandteil dieser Schulen, also ist auch in ihnen kein lehrplanmäßiger jüdischer Religionsunterricht zu erteilen. FZ 22. 8.

Die Pädagogischen Institute in Dresden und Leipzig werden in Hochschulen für Lehrerbildung umgewandelt.

In Saarbrücken wird eine Hochschule für Lehrerbildung errichtet.

Mit behördlicher Genehmigung erfolgte ein Zusammenschluß deutscher getaufter Juden zum Paulusbund, „Vereinigung nichtarischer Christen e.V.". Er hat den Sitz in Berlin. Zum verantwortlichen Leiter dieser Organisation wurde Dr. Spiero, Berlin bestimmt. Innerhalb dieser Organisation können nichtarische Künstler christlichen Glaubens für ein Publikum gleicher Abstammung und Bekenntniszugehörigkeit tätig sein. Alle bisherigen Verbände nichtarischer Christen werden in den „Paulusbund" übergehen, der danach gegenwärtig im ganzen Reichsgebiet etwa 80 000 Mitglieder haben wird.

Die Geheime Staatspolizei hat bis einschließlich 16. Februar 1937 das biblische Wochenblatt „Unter dem Wort" verboten. FZ 22. 8.

Der Werberat der deutschen Wirtschaft wandte sich gegen ungehörigen Gebrauch des Wortes Friedhof (Autofriedhof u. dgl.).

Ökumenisches

1938 soll in China der Internationale Missionsrat tagen.

Die Haager Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion stellt das Preisthema: Grundsätze und Ziele des Nationalismus unter Berücksichtigung der christlichen Ethik. Bearbeitungen (holländisch, englisch, französisch oder deutsch) bis 1. Februar 1938, über das früher ausgeschriebene Thema: „Kritische Würdigung der Existenzialphilosophie gegenüber der Theologie" bis 1. Februar 1937.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichskirchenausschuß hat Innere Mission, Frauenwerk und Männerwerk zu einer „volkskirchlichen Arbeitsgemeinschaft" zusammengeschlossen. Ges Bl der DEK Nr. 23.

Die verfaßten reformierten Kirchen in Deutschland haben am 3. Juli einen Arbeitsausschuß der reformierten Kirchen begründet, der „nicht im Gegensatz zu dem wirklichen Wollen der Bekennenden Kirche" stehen soll.

Der Reformierte Bund regte auf seiner Hauptversammlung in Barmen an, eine dritte reformierte Synode für Deutschland zu halten, und erklärte, Anerkennung der kirchlichen Leitung durch staatliche Kirchenausschüsse sei mit der grundsätzlichen Haltung des Bundes unvereinbar.

Professor Franz Rendtorff hat die Leitung des nach ihm

benannten Theologenheims des Gustav Adolf-Vereins in Leipzig niedergelegt; sein Nachfolger hierin ist Professor Beyer, Leipzig.

Die Festschrift zu Karl Barths 50. Geburtstag, die zunächst beschlagnahmt worden war, ist jetzt freigegeben und (bei Kaiser, München) erschienen. Der Titel lautet (statt, wie ursprünglich angekündigt: Die Freiheit der Gebundenen): Theologische Aufsätze. Asmussens Beitrag ist ausgeschieden.

Von Ludwig Müllers „Deutschen Gottesworten" erscheint die 9. Auflage (18. Tausend).

Landeskirchen

Im Rheinland erfolgt ein Wechsel des Obmanns der Deutschen Christen sowie des Herausgebers ihres Blattes.

Der altpreußische Landeskirchenausschuß Union hatte durch Verordnung vom 19. 2. für die Danziger Evangelische Kirche ein Landeskirchen-Kollegium gebildet, das die Rechte und Pflichten der bisherigen Landessynode und des Landeskirchenrates übernahm. Es ist nunmehr zusammengesetzt worden und besteht aus den Pfarrern Czygan, Großmann und Hecht, Oberstudienrat Brauckhoff, Rechtsanwalt Dr. Schlemm, Kaufmann Thran und Regierungs- und Baurat Volmar.

In Bayern fanden Verhandlungen der Kirchenbehörde mit denjenigen DC statt, die zur Reichsbewegung, nicht zu den Thüringern halten; namentlich soweit DC-Laien sich beteiligten, zeigten sich starke Gegensätze.

Das Pastorat der Gemeinde Neukirchen (Nordangeln, Schleswig Holstein) ist als landeskirchliches Freizeiten- und Schulungsheim eingerichtet worden. ED 33.

Das Landeskirchenamt Hamburg hat angeordnet, daß die Reichsbewegung DC als kirchliche Organisation anzusehen sei und daher für ihre Veranstaltungen kirchliche Räume in Anspruch nehmen dürfe. Rf KZ 33.

Im Hamburgischen Staate gehörten 1934 der ev.-luth. Kirche 76,10 % (1925: 84,71, vor dem Kriege noch 91,52 %) der Bevölkerung an. Ausgetreten sind 4386 Personen gegen 5032 i. J. 1933, 26 712 i. J. 1932, aber 2162 Frauen und 1308 Männer, während bis 1932 die Zahl der ausgetretenen Frauen weit hinter der der Männer zurückblieb (seit 1932 wird von den bei Austritt des Mannes in der Kirche verbliebenen Ehefrauen auch Kirchensteuer erhoben). Der Verlust ist durch Wiedereintritt ausgeglichen: 2766 Männer, 1625 Frauen. Fast 30 % der Ehepaare haben sich nicht trauen lassen; kirchliche Bestattungen 81,25 %, 1933 noch 84,08 %. Getauft 120,48 %, also viele Nachholungen von Taufen.

Die Braunschweigische Kirchenregierung ist bereit zum Anschluß an den Rat der ev.-luth. Kirche Deutschlands. ED 32.

Gruppenbewegung

Die Sommerveranstaltungen der Bewegung in England fanden ihren Höhepunkt in einer großen Kundgebung in Birmingham, an der die Oberbürgermeister von Birmingham und Newcastle und andere Vertreter des öffentlichen Lebens und der Wirtschaft, auch der Bischof von Birmingham teilnahmen. 21 Sonderzüge hatten viele Teilnehmer aus den britischen Inseln, ein Sonderschiff 500 Holländer gebracht, auch aus den nordischen Ländern kamen viele Teilnehmer. ED 32.

Katholische Kirche

Der für 1942 nach Prag einberufene Eucharistische Weltkongreß ist auf 1940 vorverlegt worden. FZ 16. 8.

Der Vatikan hat gegen die Schändung und Zerstörung von Kirchen und Klöstern, den Kirchenraub und die Verfolgungen der Geistlichen und Ordensangehörigen bei der Regierung in Madrid Protest erhoben. FZ 12. 8.

Der Jesuitenorden verlegt sein Kloster in Heeresberg in Holland infolge der Devisenverordnungen nach Deutschland. FZ 13. 8.

Europäisches Ausland

In Österreich wurde der 4. Fastensonntag zum Universitätssonntag erklärt, an dem für Errichtung einer (vom Staat freien) katholischen Universität in Salzburg gebetet und geworben werden soll.

Das Buch „Die Gegenreformation in Neuösterreich" (Rauck & Co., Zürich) wurde in Österreich verboten.

Bis Ende 1935 haben im Kanton Bern 86 Kirchengemeinden das beschränkte oder unbeschränkte Stimmrecht der Frauen ausgeführt. Dtsch. Pfarrerbl. 32.

Die anglikanischen Kirchenbehörden haben empfohlen, in den Kenter Kirchen besondere Gebete für Änderung des Wetters und reichlicheren Sonnenschein abzuhalten, da der schlechte Sommer der Hopfenernte in Kent großen Abbruch getan hat. FZ 9. 8.

In Madrid und den Teilen des Landes, die die Volksfrontregierung beherrscht, gibt es weder Kirchen, die jetzt dem Kultus dienen, noch Klöster oder Ordensschulen mehr; sie sind beschlagnahmt für die sozialistischen Jugendgruppen und als Versammlungslokale der Anarchosozialisten. FZ 17. 8.

In Spanien sollen bisher fünf Bischöfe getötet worden sein; auch über das Schicksal des Erzbischofs und Kardinals Vidal y Barraquer von Tarragona besteht Ungewißheit.

Die deutsche und die spanische evangelische Kirche in Barcelona sind unzerstört, während in ganz Katalonien viele Kirchen zerstört wurden.

In Bielschowitz wird der bisher sonntägliche Gottesdienst in deutscher Sprache künftig auf nur einen am letzten Sonntag des Monats beschränkt. FZ 12. 8.

Andere Erdteile

In China ist eine neue anglikanische Diözese mit Rev. Frank Houghton aus dem Dienst der China-Inlandmission als Bischof errichtet worden. PD 32.

An der Universität Kioto sind Vorlesungen über das Christentum eingerichtet worden, für die ein Bürger der Hauptstadt die Mittel gestiftet hat. PD 33.

Der Vizekönig von Abessinien hat mohammedanischen Würdenträgern zugesagt, daß in Addis Abeba und Harrar je eine große Moschee errichtet werden würde. Harrar soll eine heilige Stadt und Mittelpunkt mohammedanischer Studien werden und die mohammedanische Jugend in den Schulen in der Lehre des Koran unterrichtet werden. ED 33.

Von Personen

Ernannt: Wehrkreispfarrer Hunzinger, Hamburg, zum Heeresoberpfarrer; beim Konsistorium in Magdeburg Konsistorialrat Zippel zum Oberkonsistorialrat, die Pfarrer Rössing und Bertram zu hauptamtlichen Konsistorialräten; Landespropst Fiedler zum Professor der praktischen Theologie in Kiel (er verwaltete diesen Lehrstuhl bereits seit 1935). Die Pröpste Knodt in Gießen, Müller in Darmstadt, Peter in Wiesbaden haben ihr Amt wieder übernommen. Bevollmächtigt: Pfarrer Heidenreich, Mitglied des Brandenburger Konsistoriums, mit der geistlichen Leitung der Kirchenprovinz Grenzmark-Westpreußen. Promoviert: Der Bibliothekar der schweizer Landesbibliothek Karl J. Lüthi zum D. von Bern. In den Ruhestand: Der erste Direktor des Bethanien-Diakonissenwerks der Methodistenkirche in Norddeutschland Prediger H. Ramcke Hamburg. Gestorben Professor Wilhelm Baldensperger, früher in Gießen, zuletzt in Straßburg. E. St.

Verschiedenes

Lutherischer Rat und vorläufige Leitung. In der CW ist bisher vermieden worden, von „Spaltung innerhalb der Bekennenden Kirche" zu reden. Aber in einem Schriftwechsel zwischen Lutherischem Rat (LR) und Vorläufiger Leitung, in der bekanntlich die sog. Dahlemer Richtung der BK herrscht, wird so geredet. Er ist veröffentlicht in der Allg. ev.-luth. Kirchenztg. 34 f. Die Gegensätze sind die bereits oft erwähnten: der LR arbeitet mit den Kirchenausschüssen zusammen, die BKL lehnt das ab; jener betont sein Luthertum im Gegensatz zur Union, während die Dahlemer sich der bewährten Kampfgenossenschaft von Lutheranern und Reformierten in der BK freuen. Dabei ist sicher innerhalb beider Gruppen noch manche Verschiedenheit: gehört zum LR auch die württembergische Kirche, so ist deren Luthertum sicher nicht so schroff wie das bayrische; wenn andrerseits die Lutheraner innerhalb der altpreußischen Union an dieser nie Freude hatten, so steht ihr Führer v. Arnim doch jetzt bei den Dahlemern. Aber mögen beide Gruppen in sich nicht einheitlich sein, einander treten sie doch scharf gegenüber. Der LR betont, bekenntnisbestimmte Kirche bedürfe bekenntnisgebundenen Kirchenregiments: „Ist die Bekennende Kirche ein Bund bekennender Bekenntniskirchen, dann kann sie nicht selbst Kirche im Sinn des lutherischen Bekenntnisses sein." (Hierzu zwei Fragen: erstens, wird durch solche Häufung der Worte „bekennen, Bekenntnis" der schlicht empfindende Laie nicht geradezu abgestoßen und der Ernst der Sache gefährdet? Zweitens, wenn die BK, als Lutheraner und Reformierte umfassend, selbst nicht Kirche sein können soll, dann doch auch die Deutsche evangelische Kirche nicht? Was soll aber unser Kirchenvolk, für das eine Deutsche evangelische Kirche gebaut wurde, sagen, wenn diese nun doch keine Kirche sein soll? Wer soll da noch feierlichsten Akten glauben?) Manches andre, was der LR gegen die Dahlemer

sagt, z. B. gegen Bonhoeffers ganz katholischen Satz „wer sich wissentlich von der Bekennenden Kirche in Deutschland trennt, trennt sich vom Heil" ist sehr richtig. Die Vorläufige Leitung (VL) fragt in ihrer Antwort, ob der LR ihr oder dem Reichskirchenausschuß näher stehe, und fragt nach Beiträgen der lutherischen Kirchen für die BK. Letztere sagt der LR mindestens noch nicht zu; im übrigen zeigt seine Erwiderung, daß auch er am Reichskirchenausschuß Kritik übt, z. B. gegen dessen „Abkommen mit den DC" Bedenken hat; er erklärt es für „einen unkirchlichen Weg, den Schaden der DEK dadurch heilen zu wollen, daß einerseits die DC, andrerseits die BK aufgespalten werden, um aus den „gemäßigten" Flügeln eine befriedete DEK zu schaffen" (weithin meint man, daß dies tatsächlich die Absicht des Reichskirchenausschusses sei). Wenn endlich der LR den Wunsch bayrischer und andrer Lutheraner, die Union, wo sie besteht, wieder aufzulösen, gutheißt oder wenigstens verteidigt, so kann man nur sagen: ist der Reichskirchenausschuß zur Befriedung unsrer Kirche geschaffen — und doch offenbar nicht bloß zu äußerer Befriedung, die ohne innere Einigung leerer Schein wäre —, so besteht da ein schreiendes Mißverhältnis zwischen dem, was der Reichskirchenausschuß soll und dem, was der Lutherische Rat tut.

D. Wurm D. von Bodelschwingh, Dr. von Thadden, D. Lilje u. a. haben an die leitenden Stellen der BK die Bitte gerichtet, alle Schritte zur Überwindung der Spaltung zu tun. Sie halten es für möglich, daß der LR und die VL zu einer gemeinsamen Erklärung in der Frage der Kirchenausschüsse kommen und daß die leitenden Stellen der gesamten BK ein gemeinsames Organ bilden.

Thüringen. Wie der Gegensatz in der BK sich verschärft hat, so ist der zwischen dem Reichskirchenausschuß und den Thüringer DC klarer herausgetreten, die auch in anderen Gebieten Anhänger haben; wenn, wie berichtet wird, die DC jetzt wieder stärker werben, so kommt das nicht nur der „Reichsbewegung" zugute, deren theologische Erklärung vom Reichskirchenausschuß genehmigt wurde (Sp. 650 ff.). Mit der bereits erwähnten Entgegnung des Thüringer Landeskirchenrats (Sp. 704) nehme man seine Erklärung zur Schulfrage zusammen (Thür. Kirchenbl. 14 B; man erbitte Zusendung vom Landeskirchenrat, Eisenach) und eine im Verlag der Deutschen Christen, Weimar, erschienene Schrift: „Irrlehre? Unsre Antwort an den Reichskirchenausschuß", 27 S. mit Vorwort von Leffler. Die theologische Polemik ist z. T. lehrreich, wenn auch die Schärfe, mit der sich die Thüringer gegen Pietismus und Orthodoxie wenden, zu um so lebhafteren Gegenäußerungen der Angegriffenen führen wird. Und es handelt sich keineswegs nur um unerfreuliche Vorfälle aus dem kirchenpolitischen Kampf, auch nicht nur um solche Einzelheiten wie die, daß es in der Verfassung der DEK heißt: „Das Evangelium, wie es in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist", die Gutachter des RK-Ausschusses aber sagen: „wie es in den Bekenntnissen der Reformation ausgelegt ist". Sondern es liegen prinzipielle Gegensätze vor, wobei freilich für die Thüringer DChr nicht bloß der Wille bezeichnend ist, das innerst Religiöse über alles Dogmatische zu stellen, sondern zugleich ihre Bestimmtheit durch nationalpolitisches Erleben. Wenn sie für Gemeinschaftsschule eintreten, so haben sie das schon früher getan, damals gegenüber marxistischem Verlangen nach weltlichen Schulen; heute aber wird von vielen Völkischen eine solche Gemeinschaftsschule gefordert, in der kein evangelisch-christlicher Geist mehr wäre. Und wenn sie nicht gesonderten konfessionellen Religionsunterricht wollen, sondern eine Schule mit überkonfessionellem deutschem christlichen Religionsunterricht (wenn das auch z. Z. noch nicht erreichbar sei), so wird gerade auf dem Gebiet von Erziehung und Schule das Ideal der Nationalkirche leicht zu besonders heftigen Kämpfen führen. Inzwischen ist der Streit auch zwischen den Rahmschen DC und den Thüringischen scharf; im „Positiven Christentum" wird den Thüringern vorgehalten, ihre vorwiegend gefühlswarme Art stamme aus nicht abgeklärter Jugendbewegung.

Das Reichsministerium für kirchliche Angelegenheiten hat Pfarrer Bauer in Gotha, dem Leiter der Thüringer BK, geschrieben, die Übernahme kirchenbehördlicher Befugnisse durch den Bruderrat würde unzulässig sein. Auch der Reichskirchenausschuß habe zu solcher keinen Anlaß geben wollen. Der Minister behält sich aber vor, Maßnahmen zur Sicherstellung des kirchlichen Anliegens der Gruppen zu treffen, die im jetzigen thüringischen Landeskirchenrat nicht vertreten sind; er sei bereits damit befaßt.

In dieser Fülle von Gegensätzen, innerhalb der BK und der DC und zwischen ihnen und den amtlichen Stellen, wird kirchlicher Friede nur zu schaffen sein bei weniger Eigensinn und stärkerem Willen zur Gemeinschaft, der des Volkes wie der am Evangelium. M

Mathilde Battenberg. „... Es ist noch Dämmerung, Morgengrauen, die Sonne wird in einer Viertelstunde aufgehen, und eine Amsel singt von einem hohen Baum. So malen Sie." Das sagt ein Dichter in einem seiner Jugendwerke über die Bilder einer Malerin; — er hatte dabei die Malerin Mathilde Battenberg im Sinn, die am 13. August gestorben ist. Ihre Bilder und ihre Persönlichkeit hatten in gleichem Maße die zarte Herbheit früher Morgenstunden, in denen das Licht noch ganz klar und ungebrochen über den Dingen steht. Diese Klarheit war auch in ihrem ganzen Wesen; Umschweife wurden als ablenkend beiseite gelassen. Kompromißlos wie in ihrer Kunst war sie auch in ihrer Handlungsweise. Wo sie helfen konnte, tat sie es mit Freude und mit einer Zartheit, die bei ihrem kräftigen Auftreten und Äußeren überraschte. So neigte sich auch ihr hochgemuter Sinn und ihre starke, fast männlich wirkende Geistigkeit demütig vor allem Leidenden und Zarten; das Schwache im Geist war ihr nicht minder ehrwürdig als die liebliche Anmut eines spielenden Kindes; in Allen sah und verehrte sie das Walten des Schöpfers. Ob sie einer blaßen Rose zu belebter Eindringlichkeit verhalf oder ob sie die Züge bedeutender Menschen festhielt, ob eine Landschaft oder das Gleichnishafte eines blinden Bettlers sie bewegten, sie im Bilde festzuhalten, immer geschah dies mit leidenschaftlicher Inbrunst, mit größter Gewissenhaftigkeit dem Geschaffenen gegenüber. Keine Zeitströmung machte ihren Kurs unsicher, der von einer großen Treue gegen sich selbst und von der bewußten Ehrfurcht vor der Sendung wahrer Künstlerschaft geleitet war. So, wie ihr Farbe und Form Ausdrucksmittel ihres reichen Inneren wurden, so stand ihr auch das geprägte Wort zu Gebot. Wenn sie ihren Gedanken schriftlich Ausdruck gab, so haftete das Geschriebene im Sinn des Lesers, und das Bild ihrer großen, gradlinigen Persönlichkeit wurde eins mit dem gelesenen Wort. Wenn eins dieser einprägsamen Worte, die von ihrer starken, fast mystischen Gläubigkeit zeugen, auf sie selbst angewendet werden darf, so ist es dies: „Wer weiß ob nicht das ganz durch und durch erlebte Leid und Freud einst unser Schmuck sein wird, so wie Blumen, Kristalle, Schneeflocken und Mikroben Ornamente am Mantel des unsichtbaren und unerhörten Baumeisters sind, den wir als Urquell von Liebe und Schönheit ahnend verehren."

L. H. Cornill-Dechent.

Begräbnis und Verbrennung. Die Zahl der Einäscherungen in Deutschland hat sich nach den Feststellungen von 113 Krematorien seit 1933 um 10,2 Prozent auf 69 930 im Jahre 1935 erhöht. Den höchsten Anteil der Feuerbestattungen bei erwachsenen Gestorbenen hatte Thüringen (54 v. H.), Braunschweig und Anhalt (43 v. H.) und Sachsen (39 v. H.).

Freunde und Schüler Deißmanns werden gebeten, ihre Anschrift zu senden an Prof. Schneider, Berlin-Steglitz, Grunewaldstr. 11 A.

Läßt sich die Volkskirche erhalten? Unter diesem Titel habe ich, in der CW dargelegte Gedanken erweiternd und zusammenfassend, ein Heft geschrieben, das nächster Tage im Hutten-Verlag, Görlitz, erscheint (55 S.). Diejenigen, die unsre Volkskirche erhalten möchten, bitte ich, es verbreiten zu helfen. M

Versammlungskalender

21.—23. Sept. Protestantischer Weltverband Podebrady (Tschechoslowakei).
20.—22. Sept. Martin-Luther-Bund Bückeburg.
27.—19. Sept. Jahresversammlung der Ostasienmission Aarau-Schönenwerd (Schweiz).
11. Oktober 50 Jahr-Feier des Evangelischen Bundes Erfurt.

Die nächste Nummer erscheint am 19. September 1936

Schriftleiter: Prof. D. H. Mulert
Leipzig-Markkleeberg-West, Hindenburgstr. 34
Fernspr. Leipzig 363 98

Diesem Heft liegt eine Prospektbeilage des Furche-Verlag, Berlin bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten.

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Zum 75. Geburtstag Prof. D. Dr. E. Dennert erscheint soeben:

Auferstehung!

Kann ein Deutscher heute noch an die Auferstehung Christi glauben?

Von

Prof. D. Dr. E. Dennert

1936. 52 Seiten. RM 1.–

Inhalt: I. Positives Christentum und die Auferstehung Christi. II. Die Auferstehung Christi und das vernünftige Denken. III. Der Deutsche und der Auferstehungsglaube.

Der bekannte Biologe für die Auferstehung Christi!

Nicht theologisch, sondern mit überraschenden, auch naturwissenschaftlichen Gründen – und als Deutscher angesichts des altgermanischen Auferstehungsglaubens.

Die Haltung des Predigers

Eine theologische Betrachtung

von

Lic. theol. Hans Norömann

Studiendirektor des Predigerseminars in Stettin

1936. 23 Seiten. RM –.60

Eine lutherische Anleitung zur Selbstbesinnung des Predigers. Durch echte Theologie zur Erfüllung echter Gegenwartsaufgaben!

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung
Leipzig C 1

Ein Tatsachenbericht von dem Primas der dänischen Bischöfe

H. FUGLSANG-DAMGAARD

Bischof von Kopenhagen, Dr. theol.

Ein neuer Weg zum alten Evangelium

Aus der Arbeit der Gruppenbewegung in Dänemark

Zweite Auflage

Preis siebzig Pfennig

Der Siegeszug, den die Gruppenbewegung in Dänemark angetreten hat, ist eine starke Hoffnung in unserer Zeit. Wohl selten in der Geschichte hat sich so wie in Dänemark in kurzer Zeit die Wahrheit des Evangeliums als Kraft erwiesen, die alle Schichten der Bevölkerung durchdringt und auf allen Gebieten des Lebens entwirrend und Konflikte lösend sich zeigt.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Erste Urteile über Brinkmann:

Der Ordensgedanke und die katholischen Klöster in Deutschland

Ev.-Soz. Preßverband, Halle: „Wie gerufen kommt diese Arbeit; Brinkmann schöpft aus eigenem Erleben, darin liegt ihr Wert. Es ist ein Versuch, der längst hätte gemacht werden müssen, denn welcher evangelische Geistliche findet sich durch die Namen und Einrichtungen der 46 in Deutschland arbeitenden Orden, Kongregationen, Laienbruderschaften ohne eine führende Hand hindurch?"

Germania: „Diese Veröffentlichung geschieht in durchaus freundlicher und irenischer Absicht, im Bewußtsein großer Verantwortung. Die wohlwollende Sachlichkeit der Schrift ist nirgends von Renegation getrübt; im Gegenteil, es schwingt in ihr eine heimliche und zugleich eifernde Liebe zum Ordensgedanken."

Berliner Tageblatt: „Brinkmann hat in der Erforschung der kultischen Grundlagen der Gemeinschaftsformen der katholischen Orden einen Versuch in einer neuen Richtung unternommen: er untersucht die historischen Formen des katholischen Mönchtums, um auf diesem Wege zur Erfassung des Wesens des Ordensgedankens vorzudringen. Dieser Versuch ist insofern neu, als Brinkmann bewußt mit der konfessionellen und innerkirchlichen Deutung des Ordenswesens bricht."

Positives Christentum: „Vor allem auch durch das gebotene Zahlenmaterial wertvoll."

Preis kartoniert zwei Mark

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Die geistesgeschichtliche Situation des Protestantismus!

Entbürgerlichung des Protestantismus?

von

Dr. Heinrich Adolph

Professor an der Universität Gießen

Preis zwei Mark

„Kann allen, die sich um eine geistige Durchdringung der heutigen Lage des Protestantismus bemühen, wertvolle Dienste leisten." Kölnische Zeitung

„Ein Ruf zur Besinnung auf das Wesentliche und die eigene Kraft im Protestantismus." Hamburger Nachrichten

„Eine in ihrem sachlichen Material äußerst aufschlußreiche Schrift ... es ist die Schicksalsfrage des Protestantismus." Märk. Volks-Zeitung

„Der Prozeß wird vom Verfasser in seiner geschichtlichen Entwicklung außerordentlich interessant dargestellt. Dabei geht er von der Überzeugung aus, daß eine radikale Absage an die Verbürgerlichung des letzten Jahrhunderts absolute Notwendigkeit sei, damit der Protestantismus seine geschichtliche Sendung erfüllen könne und nicht nur Episode in der Geschichte des Christentums sei." Reformiertes Kirchenblatt

„Darlegungen, die uns in ihrer vorbildlichen Nüchternheit und Klarheit auch da etwas zu geben vermochten, wo wir Widerspruch anzumelden haben oder zu anderen Urteilen und Schlüssen kommen. Uns imponiert auch die Unerschrockenheit und der Mut, mit dem hier vieles klipp und klar gesagt wird, was man sonst im deutschen Protestantismus gern unter dem Pathos großer Worte und mit Hilfe überheblicher Gesten zu begraben pflegt. Mutiges Christentum

LEOPOLD KLOTZ VERLAG · GOTHA

Ende September dieses Jahres erscheint:

Gerhard Ringeling

Die schöne Gesine

Roman

Schöner Leinenband 3 RM

Wie ein Sturmwind geht der napoleonische Krieg über Deutschland. Der unruhige Wirbel der Franzosenzeit ergreift auch den Boyehof und wird ihm und seinen Menschen zum Schicksal. Den Bauern treibt ein Schuß Lebensfeuer zuviel in das freie, abenteuerliche Kriegsleben, und die schöne Gesine muß mit ihren kraftvollen, jungen Armen den Hof übernehmen, um ihn durch das Zerren und Würgen der notvollen Zeit hindurch ihren Kindern zu erhalten. Der Bauer kehrt eines Tages heim, aber nicht als guter Hauswirt und Mehrer; eine unselige Kopfwunde hat den bärenstarken Mann zu einem Kranken an Leib und Seele gemacht. Nur noch der Trunk kann ihn betäuben. Der Hof gerät in die Hände eines Güterschlächters, der sich das Leiden des Bauern zunutze macht und ihn in Geldschulden zu verstricken weiß. In höchster Not, um die Hufe der Boyes vor dem völligen Verfall zu bewahren, öffnet Gesine ihrem Mann die Tür nach dem Drüben, aus dem niemand zurückkehrt. Sie wird schuldig vor Gott und trägt diese Schuld in der getrosten Verzweiflung eines Menschen, der von der Vergebung lebt und sein Schicksal gefaßt aus Gottes Hand nimmt. Niemand wird diesem Geschehen, das von der Hand eines begnadeten Erzählers erregend gestaltet worden ist, ohne innere Bewegung folgen.

Bereits die im Vorjahre erschienenen Fischländer Geschichten „Seefahrend Volk" (Pappband 1.80 RM) ließen aufhorchen wegen ihrer Verbindung von dichterischer Kraft und gläubiger Haltung. Mit seiner „Schönen Gesine" erweist sich Gerhard Ringeling erneut als Gestalter von kraftvoller Eigenart.

Lassen Sie sich den Roman Ende September von Ihrem Buchhändler vorlegen

Wichern-Verlag · Berlin